



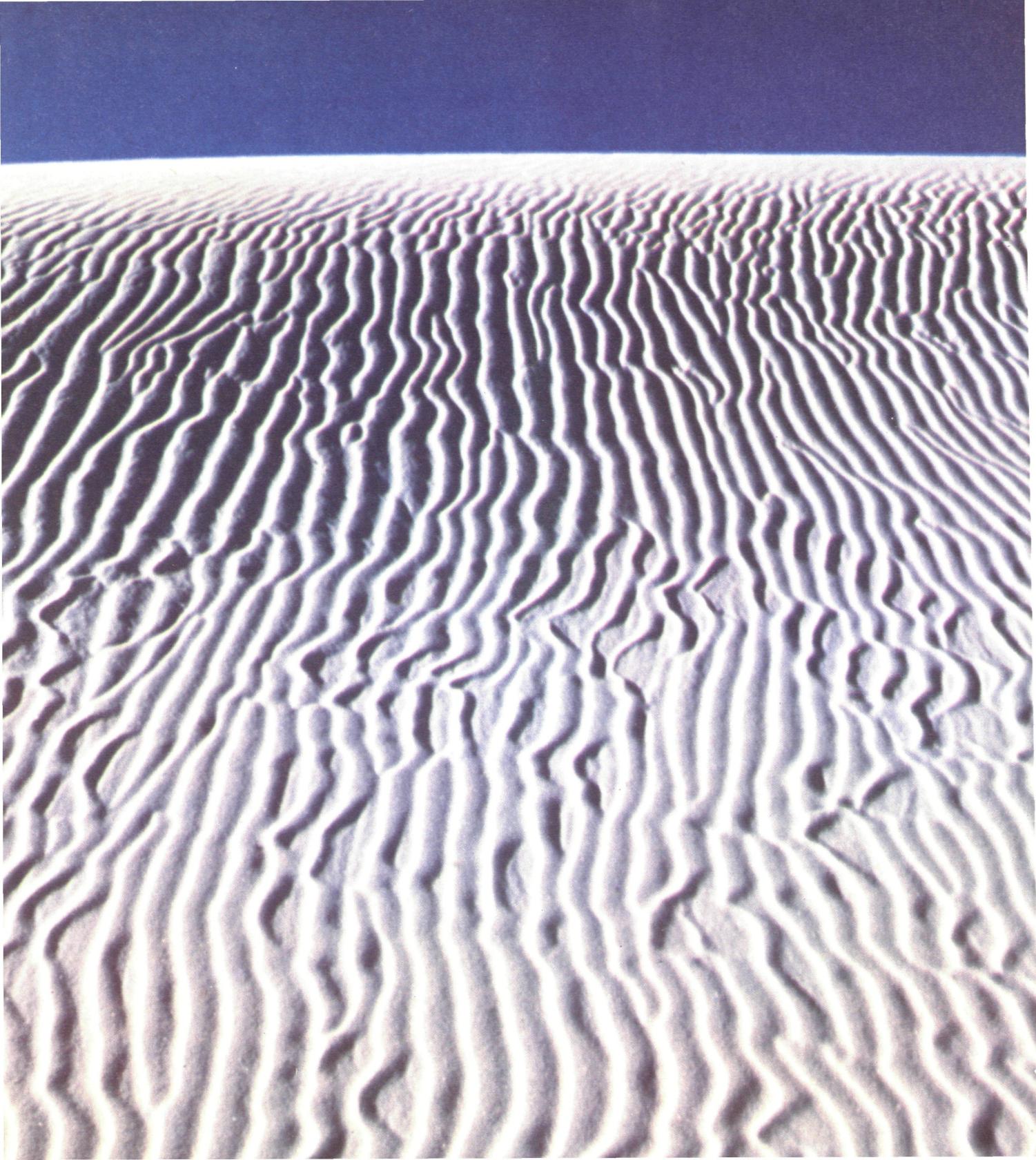
**Alfred Salomon**

**Und wir in seinen Händen**

**Situationen unseres Lebens - Bilder und Betrachtungen**

**Kreuz-Verlag**





Der Mensch lebt und bestehet  
Nur eine kleine Zeit;  
Und alle Welt vergehet  
Mit ihrer Herrlichkeit.  
Es ist nur Einer ewig und an allen Enden,  
Und wir in seinen Händen.

Matthias Claudius

**Alfred Salomon**

**Und wir in seinen Händen**

**Situationen unseres Lebens - Bilder und Betrachtungen**

**Kreuz - Verlag**

„Andachtsbücher gibt es genug. Wozu dann noch dieses?“ Das war meine erste Frage, als man mich aufforderte, meine „besinnlichen Geschichten“ in einem Buch zusammenzufassen. Ich hatte noch ein zweites Bedenken anzumelden: „Eigentlich sind das ja gar keine Andachten.“

„Eben!“ hieß die Antwort. „Ihre Geschichten verraten eine ganz eigene Art. Das gerade reizt uns!“

Gehorsam habe ich all die Kurzgeschichten, Besinnungen, Meditationen und Andachten zusammengetragen, die ich in letzter Zeit geschrieben habe. Bei der endgültigen Auswahl sah mir der Verlagslektor mit kritischen Augen über die Schulter. Beim Redigieren wurde mir deutlich: Viele dieser Geschichten fallen tatsächlich aus dem üblichen Rahmen. Nicht nur durch ihren Stil, auch durch die oft eigenwillige Beteiligung des Autors. Manches ist, wie man mir oft sagt, „typisch Salomon“. Ich weiß: Eine solche Feststellung deckt die Stärke und zugleich die Schwäche meines Schreibens auf. Ein Autor, der sich so preisgibt, stellt sich bloß. Er stellt sich als Mensch bloß. Und auch als Christ. Das kann gefährlich werden.

Ich will es trotzdem wagen, mich in dieser Weise bloßzustellen. Es war nie meine Absicht, „über“ Gott oder „über“ den Glauben zu predigen oder zu schreiben. Ich kann immer nur sagen, was Gott an mir getan hat. Und was er noch mit mir – und allen andern – vorhat. Ich möchte in diesem Buch ganz einfach sagen, wo ich in all meinen Irrungen Halt fand. Bei wem ich Halt fand! Das habe ich erfahren: Gott hält mich. Nicht nur in den großen und entscheidenden Augenblicken meines Lebens, nein, auch in den unbedeutenden, unbeachteten Stunden. Davon rede ich.

*Alfred Salomon*

# Inhalts- verzeichnis

## *Neujahr und Epiphantias*

|                             |    |
|-----------------------------|----|
| Gott allein ist ohne Grenze | 7  |
| Gott geht vor dir her       | 9  |
| Magier aus dem Morgenland   | 10 |
| Begegnung im Gefängnis      | 13 |
| Liebe                       | 15 |

## *Passionszeit*

|                              |    |
|------------------------------|----|
| Was für ein Mensch!          | 17 |
| Ecce homo!                   | 21 |
| Unser Diener                 | 23 |
| Blut ist ein besonderer Saft | 25 |
| Wär' ich Pilatus gewesen     | 27 |

## *Osterzeit*

|  |          |
|--|----------|
| Das Tagebuch des Pilatus I                             | 29       |
| Das Tagebuch des Pilatus II                            | 30       |
| Am Gartengrab  | 32       |
| Lachen   | 35       |
| Herrenpartie   | 37       |
| Der Sohn ist schon drüben<br>über - unter - ohne - mit | 39<br>40 |

## *Pfingstzeit*

|                   |    |
|-------------------|----|
| Aus nichts        | 42 |
| Der Magnet        | 44 |
| Getrost           | 45 |
| Was vor Augen ist | 47 |

## *Urlaub und Reisen*

|                             |    |
|-----------------------------|----|
| Verbrüderung in Porto Scuso | 48 |
| Wo die Camisarden kämpften  | 51 |
| Zelte haben dünne Wände     | 54 |
| Ferien-Lektüre              | 56 |
| Urlabsgrüße                 | 59 |
| Wildwasserfahrt             | 60 |
| Der falsche Dreh            | 63 |
| Und der richtige Dreh       | 66 |
| Vorfahrt in die Hölle       | 67 |

## *Von Mensch zu Mensch*

|   |    |
|---|----|
| Schöpferische Pause   | 71 |
| Was Liebe ist   | 73 |
| Das fleißige Lieschen                                       | 75 |
| Niederlage und Sieg. Statt einer<br>Antwort eine Erinnerung | 77 |

|                     |    |
|---------------------|----|
| Nicht genormt       | 79 |
| Demut               | 81 |
| Den Menschen sehen  | 83 |
| Mißbrauch der Macht | 87 |
| Lasttier Frau       | 89 |
| Wer ist schuld?     | 90 |

## *Gott und Mensch*

|                             |     |
|-----------------------------|-----|
| Stellenangebot              | 93  |
| Eine Handvoll Staub         | 95  |
| Der alte Mann und das Meer  | 97  |
| Unter glühender Sonne       | 98  |
| Der junge Mann und das Meer | 101 |
| Beim Töpfer                 | 103 |
| A. Tom Bunker               | 105 |
| Am Jabbok                   | 107 |
| Folgen Sie mir unauffällig  | 110 |
| Wie gewiß ist das Gewissen? | 111 |
| Nicht hinausstoßen          | 113 |

## *Zeit und Ewigkeit*

|                            |     |
|----------------------------|-----|
| Wir waren in der Unterwelt | 114 |
| Sie opferten ihre Kinder   | 115 |
| Der Sündenbock             | 118 |
| Blanker Asphalt            | 119 |
| Treibeis am Himmel         | 121 |
| Bilder an der Wand         | 123 |
| Moderne Sachlichkeit       | 124 |
| Die Wunde in der Seite     | 127 |
| Seid bereit                | 130 |
| Die gelben Wölfe           | 131 |
| Ich will heim              | 133 |

## *Advent und Weihnachten*

|                           |     |
|---------------------------|-----|
| Der Moslem sagte „Nein!“  | 135 |
| Total gratis              | 137 |
| Praktische Geschenke      | 139 |
| Wo die Krippe stand       | 140 |
| Ein Kind aufnehmen        | 142 |
| Kein Raum in der Herberge | 143 |

## *Jahresende*

|                             |     |
|-----------------------------|-----|
| Er ist treu                 | 146 |
| Womit habe ich das verdient | 148 |
| Angst                       | 151 |



# Gott allein ist ohne Grenze

Wir kamen in unseren Kajaks den Tarnon herunter. Unterhalb eines verfallenen Wehrs machten wir halt. Und dort entdeckten wir diese „Steinmühle“ (Bild). Wie viele Jahrtausende mag das kreisende Wasser den Stein in die Runde getrieben haben, bis er den Trichter in den Schiefer schnitt? Zehntausend Jahre? Zwanzigtausend?

Was ist Zeit? Was ist Ewigkeit?

Wir kennen aus Kindertagen das Märchen: Alle 1000 Jahre kommt ein Vogel zum Diamantberg geflogen und wetzt an ihm den Schnabel. Wenn der Diamantberg abgewetzt ist, dann ist eine Sekunde der Ewigkeit vergangen.

Wir heben als erwachsene Menschen die Augen zum nächtlichen Himmel empor. Der Stern dort: 60 Lichtjahre entfernt. Das Licht, das in jeder Sekunde rund 300 000 Kilometer durchheilt, ist von jenem Stern bis zu uns 60 Jahre unterwegs. Und jenes zarte Flimmern dort: ein fernes Milchstraßensystem wie das, in dem unsere Sonne mit ihren Planeten kreist. Etwa 2 000 000 Lichtjahre ist es von uns entfernt. Auf Fotografien schließlich, in mehrstündiger Belichtung mit den lichtstärksten Fernrohren aufgenommen, werden Welten sichtbar, die Milliarden Lichtjahre von uns entfernt sind.

Kosmische Maße. Dagegen schrumpfen alle irdischen Maße zu nichts zusammen. Das Leben eines Menschen gar – siebzig, wenn’s hoch kommt, achtzig Jahre – ist weniger als das der Eintagsfliege.

Vom Menschen gilt: Er wird und vergeht; er ist und wird nicht sein. Dasselbe gilt vom Fels und Meer, von Sternen und von Weltsystemen. Verschieden sind da nur die Maße. Doch immer sind es Zahlen, meßbare, endliche Größen.

„Ich werde sein.“ – Ewig ist nur ER. Gott allein ist ohne Grenze, ohne Anfang, ohne Ende. Wir haben das so oft gehört. Wir sagen es darum so dahin.

Ob wir einmal in klarer Nacht unsere Augen emporheben?

Und dem Ewigen nachsinnen?

Kälte überfällt uns: Wie nichts sind wir, wie gar nichts!

Warm überströmt es uns: Daß Gott mich dennoch ansieht!

*Ich werde sein,  
der ich sein werde.*

2. Mose 3, 14



# Gott geht vor dir her

Wie ein riesiger Maulwurfshaufen ragt der Tell es Sultan über die Palmen von Jericho. Quer durch den Berg zieht sich ein tiefer Graben. Die Archäologen haben ihn in den Schutt geschnitten, um Einblick in die einzelnen Schichten zu gewinnen. Schuttschicht legt sich über Schuttschicht, zwölf Meter hoch. Unterste Schicht: 5. Jahrtausend vor Christus. Die erste Siedlung sank in Asche. Auf den Trümmern baute eine neue Generation. Ein Vorgang, der sich durch die Jahrtausende wiederholt.

Dort zur Seite haben die Archäologen gewaltige Mauern freigelegt. Darüber, in der senkrechten Wand des Stichgrabens deutlich erkennbar, eine Aschenschicht. An Scherben kann man die Zeit des Brandes datieren. Weitere Hilfe zum Zeitansatz bietet die Radiumcarbonmethode. Das waren einmal die Mauern, vor denen die Stämme Israels bange waren: Wie sollen wir diese Stadt je bezwingen?

Diesen Kleinmütigen wurde gesagt: Heute sollst du wissen, daß der Herr, dein Gott, vor dir hergeht.

Gott ging vor ihnen her. Die Ausgrabungen haben es bestätigt: Als die Israeliten vor Jericho ankamen, lagen die Mauern schon nieder. Der Sturm auf die uneinnehmbare Feste erübrigte sich. Alle Sorge war überflüssig gewesen. Gott war vor ihnen hergegangen.

In welcher Weise? Der archäologische Befund macht wahrscheinlich, daß ein Erdbeben die Mauern einstürzen ließ. Hier entscheidet sich's. Der eine sagt: „Zufall! Glück gehabt!“ Der andere erkennt: Gott hat mir den Weg bereitet. Er ging vor mir her.

*So sollst du nun heute  
wissen, daß der Herr,  
dein Gott, vor dir hergeht.*

*5. Mose 9, 3*

# Magier aus dem Morgenland

Wir standen auf dem Turm der Erlöserkirche über Altjerusalem.

Fast grad im Süden ein ruhiger Stern.

„Saturn in den Fischen.“ Ich habe es laut gesagt. Prompt kommt aus dem Dunkel Rudis Stimme: „Damals trafen sich Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische.“

Damals! Als Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Land.

Mein Blick senkt sich von den Sternen zum Horizont. Der Höhenzug dort im Süden ist nur zu erahnen. Doch dort liegt Bethlehem, zwei Stunden Wegs entfernt.

„Und der Stern ging vor ihnen her.“

Alljährlich kommt mir jene nächtliche Stunde wieder in Erinnerung; wenn ich beim Umwenden meines Schreibtischkalenders lese: „6. Januar, Fest der Heiligen Drei Könige.“

Die Heiligen Drei Könige:

Die Bibel weiß von ihnen nichts. „Als Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Land, siehe, da kamen Magier aus dem Morgenland.“ Magier und nicht Könige. Auch eine Zahl ist nicht genannt. Daß es ihrer drei waren, ist lediglich ein Rückschluß. Weil von dreierlei Gaben gesprochen wird, von Weihrauch, Myrrhe und Gold.

Sie kamen aus den Ländern im Sonnenaufgang, vom Morgenland. Kamen sie aus jener Astrologenschule in Babylonien, die wir durch Ausgrabungen kennen?

Sie haben sich's was kosten lassen: Von Babylon nach Jerusalem! Das sind rund tausend Kilometer, dazumal eine Reise von sechs bis acht Wochen.

Sie haben es gewagt. Weil sie seinen Stern sahen.

Was war das für ein Stern?

Über den Weihnachtsskrippen steht ein Schweifstern, ein Komet. Er macht sich da recht dekorativ. Doch die Annalen der Sternkunde wissen nichts von einem Kometen zu jener Zeit. Für das Jahr 17 vor Christus melden die Aufzeichnungen einen Schweifstern, dann erst wieder für das Jahr 66 nach Christus.

Doch schon Kepler errechnete um 1604, daß sich in den Jahren 6 bis 7 vor Christus ein recht seltenes Schauspiel am Himmel gezeigt habe: Jupiter und Saturn, die größten Planeten unseres Sonnensystems, trafen sich im Sternbild der Fische.

Moderne Berechnungen haben ergeben: Dreimal kam es zu der auffallenden Konstellation der beiden großen Planeten: im Mai, Anfang Oktober und dann noch einmal im Dezember des Jahres 7 vor Christus.

„Wir haben seinen Stern ‚en tee anatolee‘ gesehen“: ‚am Morgenhimmel‘.

Ende Mai wurden die dicht beisammen stehenden Planeten Jupiter und Saturn erstmals am Morgenhimmel sichtbar.

Im Sternbild der Fische! Galt nicht das Sternbild der Fische als das „Haus“ Palästinas, des Landes am Meer? Den Magiern war, was am Himmel geschah, Zeichen für das, was auf Erden kommen sollte. Mag sein, daß die erste Konstellation im Mai sie nur aufschreckte. Die zweite Konstellation Anfang Oktober trieb sie fort.

Ins Land der Fische, nach Palästina! Ein Königssohn kann nur im Königshaus

geboren sein. „Wo ist der neugeborene König?“ Herodes ist betroffen. Ein neugeborener König? Das kann nur ein Todfeind sein. Einer, der die Herodianer vom Throne stoßen wird. Und Herodes reagiert schnell und geschickt: Die Theologen müssen's wissen! In Bethlehem? Aalglatt verabschiedet der Blutkönig die Magier, mit guten Wünschen und wohlgemeintem Rat. Es ist Dezember geworden, als die Magier nach Bethlehem wandern. Kein weiter Weg, zehn Kilometer, knapp zwei Stunden auf guter Straße.

„Und siehe, der Stern, den sie am Morgenhimmel gesehen hatten, zog vor ihnen her, bis er kam und stand oben über, wo das Kindlein war.“ Die astronomischen Berechnungen ergaben: Das Sternpaar, das im Oktober am Osthimmel gestanden hatte, war bis zum Dezember an den südlichen Himmel gewandert. Es zog, als die Magier die fast genau nach Süden streichende Straße von Jerusalem nach Bethlehem unter die Füße nahmen, „vor ihnen her“.

Bei dem Stern von Bethlehem handelte es sich also um eine Planetenkonstellation. Wichtiger als die Feststellung dieser astronomischen Tatsache ist etwas anderes: Tausende sahen den Stern. Doch nur die Magier zogen die Konsequenzen. Der Stern war für sie nicht eine Begebenheit in unendlichen Fernen. Nein, der Himmel selbst brach in ihr Leben ein. Sie selbst wurden erleuchtet.

Gilt das nur für jene Magier damals? Wir alle feiern Jahr für Jahr die Geburt Christi. Wir feiern sie wie ein Ereignis in unendlichen Fernen: vor 2000 Jahren! Da hinten in Palästina!

Und damit bleibt das Licht trotz der vielen Lichter draußen, kommt nicht herein. Ich will zum Entschluß kommen, gehen und sehen! Und ich will staunen über diesen Gott, der einer wird wie ich. Und ich will vor ihm in die Knie sinken, ihn anbeten.

So nah ist Bethlehem!



# Begegnung im Gefängnis

Sie begegneten sich im Gefängnis. Der Alte saß, weil er eine neue „Lehre“ verbreitete. Den Jungen lieferten sie ein, nachdem sie ihn in Rom als entlaufenen Sklaven aufgegriffen hatten.

Jetzt sollte er mit dem nächsten Transport an seinen Herrn zurückgeschickt werden. Wie klein die Welt ist! Kaum hatten der Alte und der Junge die ersten Worte gewechselt, da stellte sich heraus: Der Alte kannte den Herrn des entlaufenen Sklaven gut. „Philemon in Kolossae? Bei dem habe ich gewohnt. Den habe ich mitsamt seiner ganzen Familie getauft!“

Ein paar Wochen drauf setzt sich der Alte hin und schreibt an Philemon einen Brief: Dein entlaufener Sklave Onesimus wird dir demnächst zurückgebracht. Handle ihn nicht als einen Verbrecher. Inzwischen hat er seinen Fehler eingesehen. Mehr: Er hat unseren Christenglauben angenommen. Er ist jetzt nicht mehr dein Sklave, er ist von nun an dein Bruder! Handle ihn entsprechend!

Natürlich, Paulus schreibt das ein wenig ausführlicher. Auch begründet er, warum jetzt nicht mehr die Rangordnung Herr – Knecht gilt, sondern Herr und Knecht in gleicher Weise vor Gott stehen. Aber das können Sie mal gelegentlich selber nachlesen. In dem kürzesten aller Paulusbriefe, dem Brief an Philemon.

Was Paulus damals nicht ahnte: daß dieser kleine Brief die Strukturen der antiken Welt ändern würde! Bis dahin gab es drei Klassen Menschen: die römischen Bürger, die sonstigen Freien, die leibeigenen Sklaven. Auf dieser Gesellschaftsordnung stand das Weltreich. Diese Strukturen bestimmten die Moral. Der Besitzer konnte mit dem Sklaven nach Belieben verfahren, ihn sogar töten. Niemand nahm an dieser „Moral“ Anstoß.

Da kam dieser knappe Paulusbrief an Philemon dazwischen. Plötzlich sah die Welt anders aus. Der Sklave war jetzt Bruder.



# Liebe

Das 13. Kapitel des 1. Briefs an die Korinther gehört zur Standardausrüstung jeder Trauung: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz . . .“

Wie gesagt, wir haben das oft gehört. Mancher kann es auswendig hersagen: „Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen . . .“ Wir kennen das, lassen die Worte an uns vorbeirauschen.

Doch wie wirken die Worte des Paulus auf mich, wenn ich überall da, wo in den Versen 4 bis 6 von der Liebe die Rede ist, meinen Namen einsetze? Also: „Alfred Salomon ist langmütig und freundlich, Alfred Salomon eifert nicht . . .“ Schluß!

Ich kann nicht weiterschreiben, ohne rot zu werden. Und Sie? Setzen Sie mal Ihren Namen da ein. Nur so zum Spaß.

Nicht wahr? Es wird sofort ernst.

So also steht es mit uns. Ich bin nicht die Liebe. Ich kann nicht meinen Namen für die Liebe einsetzen.

Ist also die Liebe, von der Paulus redet, nicht praktikierbar? Ist sie nur ein frommer Wunsch? Aber unerreichbar?

Man möchte aufgeben, kapitulieren. Doch wie sieht es aus, wenn wir für „Liebe“ jetzt einmal Christus einsetzen? Also: „Christus ist langmütig und freundlich, Christus eifert nicht, Christus treibt nicht Mutwillen . . . sucht nicht das Seine, läßt sich nicht erbittern, rechnet das Böse nicht zu . . . Christus verträgt alles, glaubt alles, hofft alles, duldet alles.“

Das geht! Und plötzlich ist Liebe mehr als ein Wort. Plötzlich ist sie Tat und Wirklichkeit.

Von dieser Liebe, die Christus ist, leben wir. Sie allein gibt auch uns den Mut und die Kraft der Liebe.



# Was für ein Mensch!

Tauwetter ist unerfreulich für die Kinder. Einziger Lichtblick für uns damals am Strom: Das Eis brach auf! Die weite Fläche der Weichsel war mit Eisschollen übersät. Das war ein Sport für uns! Ein Bund Stroh auf die Scholle, um festen Stand zu gewinnen, eine Bohnenstange her – und ab ging die Fahrt! Daß hin und wieder eine Scholle zersprang? Daß einer von uns bis an den Leib ins eisige Wasser sank? Das gab nur allemal ein großes Hallo der andern am Ufer. Der „Eingebrochene“ aber rannte im Schweinsgalopp zur alten Kaakschen. In deren Kramladen ließ er sich am warmen Kachelofen das nasse Zeug am Leibe trocknen. Die Alte hielt dicht und petzte nicht.

Wie gesagt, es war noch immer gut gegangen. Wir fuhren ja immer nur im flachen Wasser zwischen den Buhnen. Bis es dann eines Tages doch gefährlich wurde. Auf den Buhnen standen die Mädchen und schauten zu. Auch eine Handvoll Jungen, die sich nicht aufs Eis getrauten. Wir „Mutigen“ aber, etwa ein Dutzend an der Zahl, schipperten auf Eisschollen im Kehrwasser herum. Rammen! Erwin da vor mir? Drauf! Mit aller Kraft voran! Bugwelle vor der Scholle, dann ein Krach! Und ein Freudengeheul, wenn der andere den Halt verlor und stürzte.

Zehn-, zwanzigmal ging es gut.

Jetzt braust Fidder mit hoher Fahrt auf Ulli los. Schon kracht es! Und die am Ufer johlen: Ulli rutscht bäuchlings auf der Scholle hin, krallt sich mit beiden Händen fest. Beinahe hätte er drin gelegen. Nun aber fuchtelte er mit den Armen? Er hat die Stoßstange verloren.

„Hilfe!“ Ein Mädchen hat es gerufen. Die Jungen lachen, doch dann begreifen sie: Ullis Scholle ist durch den Zusammenprall aus dem ruhig kreisenden Kehrwasser in die Strömung geraten. Jetzt dreht sie sich wie ein Kreisel, zieht immer rascher stromab davon. Jetzt haben es alle Kinder begriffen! Die auf den Schollen staken eilig auf das Ufer zu. Die am Ufer rennen auf dem Deich dahin und schreien. Weit draußen aber, zwischen Hunderten von ziehenden Eisschollen, treibt ein Junge. Wie lange trägt ihn noch die Scholle? Wie bald wird sie zerspringen? Und wenn sie hält: nur wenige Kilometer weiter ist die See, die See mit Brandung und stampfendem Eisgang.

Ein paar Frauen stehen auf dem Deich und ringen die Hände. Männer jagen auf Fahrrädern den Deichweg entlang. Sie überholen die treibende Scholle, gewinnen Vorsprung. Jetzt springt einer ab, wirft das Rad hin. Er rennt den Deich hinter, einen Bootshaken in der Hand. Er taumelt, rudert mit den Armen in der Luft, rennt, springt. Die zweite Scholle ist zu klein, sinkt weg, doch er hat schon die dritte unter den Füßen. Die auf dem Deich verhalten den Atem. Sie sehen es: ein Wettlauf mit dem Tod! Kommt der Bursche zu Fall, dann rutscht er zwischen die Schollen. Macht er halt, um zu verschnaufen, dann sinkt das Eis unter ihm weg. Es gibt nur wenige Schollen, die ihn tragen können. Er rennt und rennt, erreicht jetzt Ulli, reißt ihn hoch und mit sich weiter. Bis hin zu einer großen Scholle, die sie beide trägt. Die auf dem Deich atmen auf. Er hat es geschafft. Jetzt stakt er

mit dem Bootshaken seine Scholle auf das Ufer zu. Es geht nur langsam, da viele Schollen ihm den Weg versperren. Als er mit Ulli – weit unterhalb des Dorfes – das Ufer erreicht, wird er mit Triumph empfangen. Denn alle wissen, ohne ihn hätte der Strom den Jungen ins Meer hinausgetragen.

Fast fünf Jahrzehnte ist das her. Aber noch immer klingen mir die Worte im Ohr, die Altbauer Wiebe zwischen den Zähnen hervorstieß: „Dunner, dat is’n Kerl! Dat is’n Kerl!“

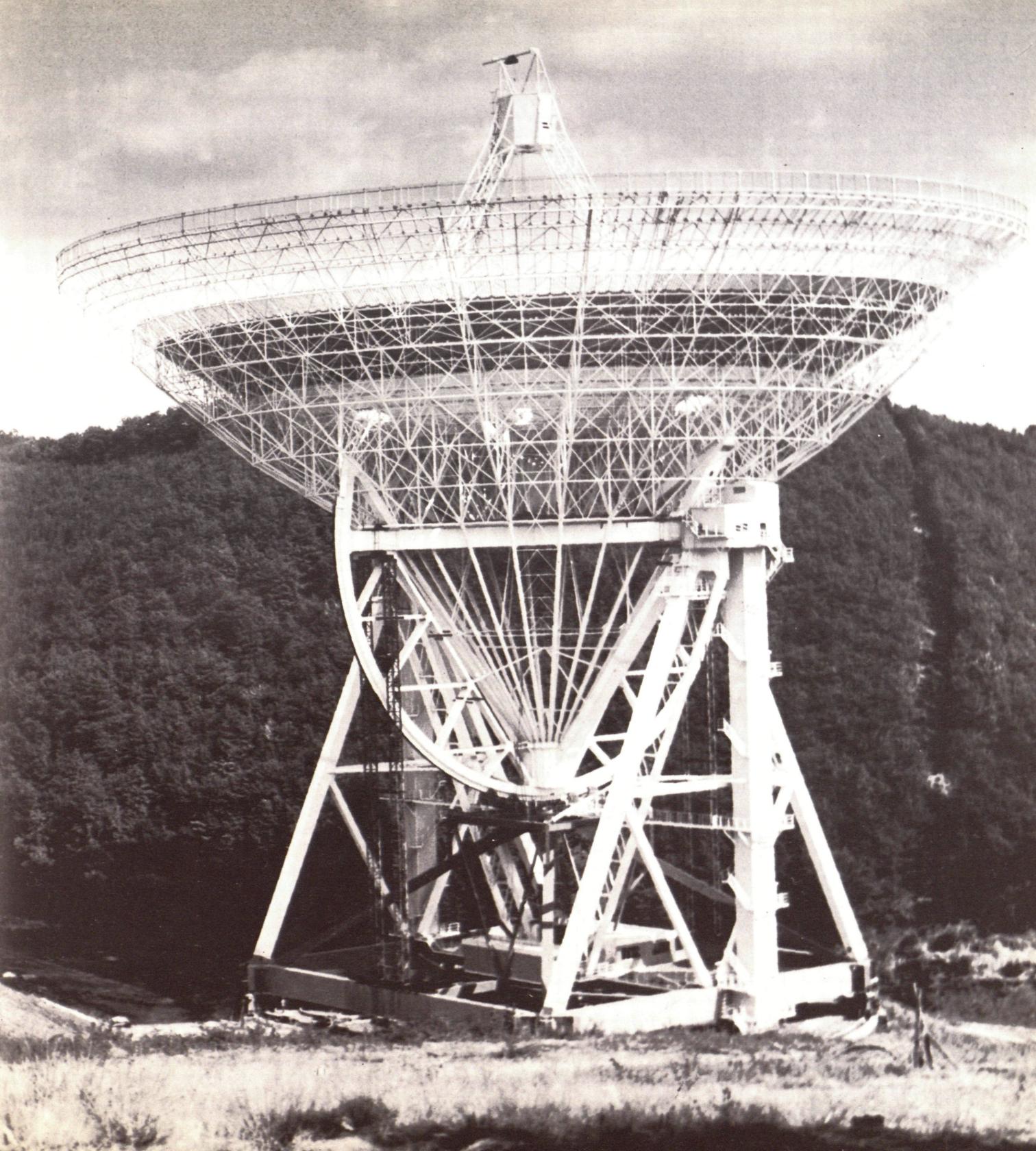
Merkwürdig, wodurch einem Erinnerungen geweckt werden: Die Worte des alten Wiebe kamen mir in den Sinn, als ich dieser Tage wieder einmal die Passionsgeschichte las. Der alte Bauer kam mir in die Erinnerung, als ich die Worte des Pilatus las: „Sehet, welch ein Mensch!“

Es ist schwer zu sagen, was Pilatus mit dem „Ecce homo“ hat ausdrücken wollen. Gelehrte haben sich seit Jahrhunderten darüber Gedanken gemacht. Es gibt ein Halbdutzend Deutungsversuche, die ein Überdenken wert sind, und viele Dutzend Deutungen, die man nicht ernst zu nehmen braucht. Ganz nach persönlichem Geschmack kann man den verschiedenen Erklärungen zustimmen oder auch sie abweisen. „Ecce homo!“ – Sehet, welch ein Mensch! – Seht: Das ist der Mensch! – Seht, so soll ein Mensch sein! – Da seht den Menschen! – Hier ist der Mann, seht ihn euch an! – Seht, das ist er! – Und dies in allen nur möglichen Betonungen: bewundernd, sachlich, mitleidig, skeptisch, zynisch.

Ich höre es heute einmal anders. So, wie es damals der alte Wiebe sagte: „Dunner, dat is’n Kerl!“ Alle Achtung, das ist der Mensch, wie er sein soll! Setzt sein Leben dran für andre. Kommt zu uns aufs brüchige Eis! Ob das die ganze Tiefe des „Ecce homo“ ausschöpft? Kaum. Allenfalls erwischt es einen Zipfel des Geheimnisses. Die ganze Fülle dieses „homo“, auf den Pilatus weist, deutet keiner aus. Pilatus, Petrus, Paulus, Augustin, Franziskus, Luther, irgendeiner von uns: Wir erwischen jeder nur einen Schimmer des ganzen Lichts. Wir erhaschen von seiner Fülle immer nur das, was unserem Wesen am nächsten liegt. Und können doch nur immer wieder staunen! Selbst über diesen Teilausschnitt, den wir in unserer Begrenztheit stückweise erkennen. Und können uns freuen: Dies ist ein Anfang. Jetzt erkenne ich eins und das andere, dann aber werde ich erkennen so klar, wie ich von ihm selbst erkannt bin!

#### *Zum Bild:*

Unsere Augen nehmen nur einen winzigen Ausschnitt aus dem breiten Spektrum der elektromagnetischen Wellen wahr. Das Radio-Teleskop stößt uns ein neues Fenster zur Welt auf. Ein Fenster, mehr nicht.





# Ecce homo!

Die vielen Kreuze erinnern an das eine. An das von Golgatha. Auch dies Bild hier, das in Ungarn aufgenommen wurde. Das ist der Mensch: der Gerichtete und die vielen, die es tun. Der von Golgatha ist immer dabei. Er ist allemal der Gerichtete. Auch wir sind immer dabei. Als Gerichtete oder als Richtende. Als Geschundene oder als Schinder.

Gott ist mit den Geschundenen. Nur mit ihnen und immer mit ihnen. Ob schon Pilatus das begriff, als er sagte: Ecce homo?

*Da ging Jesus heraus  
und trug eine Dornen-  
krone und ein  
Purpurkleid. Und Pilatus  
spricht zu ihnen:  
„Sehet, welch ein  
Mensch!“*

*Johannes 19, 5*



# Unser Diener

Schüsse peitschen.  
Einer bricht zusammen.  
Ein Schwarzer  
oder ein Student mit Mähne  
oder auch ein Polizist.

Napalm fraß das Dorf im Dschungel.  
In der Asche liegen Tote,  
schwarz, verkrümmt, geschrumpft.

Reifen kreischen, Glas zersplittert,  
Blaulicht dann und Martinshorn.  
Auf einer Bahre tragen sie Verdecktes fort.

Sonne frißt Löcher in Lehmwände.  
Unter dem Schilfdach liegt ein Bündel.  
Knochen mit brauner Haut bespannt.  
War einmal ein Menschenkind.  
Fliegen summen.

Wo immer ein Mensch leidet:  
in Alabama und in Vietnam,  
auf dem Kurfürstendamm oder der Autobahn,  
in Nigeria oder Indien,  
in Krankensälen  
bei uns zu Hause –

„Ich aber bin unter euch wie ein Diener.“

*Ich aber bin unter euch  
wie ein Diener.*

*Lukas 22, 27*

*Zum Bild:*

Dürre ließ die Erde reißen.  
Nur in dem ausgetrockneten Altarm des Rheins?



# Blut ist ein besonderer Saft

„Blut ist ein besonderer Saft.“ Goethe legt diese Worte dem Teufel in den Mund. Man wußte aber von der Besonderheit des Blutes schon lange vor Goethe.

Blut ist ein besonderer Saft. Wehe, wenn es vergossen wird! Abels Blut schrie gen Himmel. Uralter Rechtssatz: Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch vergossen werden! Erst die Bergpredigt rüttelt an dieser Regel: „Ich aber sage euch . . .“

Es ist etwas Richtiges an der Hochschätzung des Blutes. Wir können ohne Blut nicht leben. Wer ausgeblutet ist, hat den Tod. Ein Glied, das abgebunden wird, stirbt nach wenigen Stunden ab. Schon nach wenigen Minuten gehen die Gehirnzellen zugrunde, wenn sie nicht mehr mit Blut versorgt werden.

Blut ist ein besonderer Saft: Ich wachte aus der Narkose auf. Unsicher tastete mein Blick durch das Zimmer. Die weißgetünchte Decke, das Bild mit den Schneebergen, rechts das Fenster und hier, neben mir, über mir: das Gestell. An ihm befestigt ein Behälter. Mein Blick folgte dem Schlauch, der sich mir entgegenwand, und ich entdeckte die Kanüle in meiner Armvene. Ich begriff: man führte mir Blut zu. Mir fielen vor Schwäche die Augen zu. Vor dem Purpur der geschlossenen Lider jagten sich Bilder. Blut eines Fremden in meinen Adern! Wie alt mochte er sein? Welchem Beruf ging er nach? Was für ein Mensch war er wohl? Ob er, als er sein Blut spendete, an mich, den Empfänger, gedacht hatte? Vielleicht ganz gut, daß ich ihn nicht kannte? Es war doch denkbar, daß er mir höchst unsympathisch war. Womöglich jener Typ, der mir gar nicht liegt? – Egal! Sein Blut gab mich dem Leben wieder. Mich durchströmte neue Kraft, weil ein Fremder für mich sein Blut gespendet hatte. Ein Unbekannter einem Unbekannten.

Neulich hörte ich, daß man bei einem Neugeborenen einen Blutaustausch vorgenommen habe. Wegen des Rhesusfaktors, wenn ich recht verstanden habe. Das Kind wäre sonst nach wenigen Stunden gestorben. Und irgendwo las ich, daß man neuerdings sogar schon dem Ungeborenen das Blut austauscht. Im Mutterleib! Weil das Kind sonst zum Sterben geboren würde. Geboren zum Sterben! Wegen des kranken Blutes.

Wenn ich mich recht erinnere, sah ich in der Stadtkirche zu Wittenberg das Bild, das in besonderer Weise vom Blute spricht. Christus am Kreuz. Von seinen Wunden ziehen rote Fäden zu den Kelchen, aus denen Christen trinken: Alte, Junge, Arme, Reiche; Gemeinde um den Altar versammelt, ein Kranker auf dem Sterbett. Verbunden alle durch das Blut des Einen.

Die naturalistische Art dieses Bildes könnte einen verleiten, von der Bluttransfusion zu sprechen, die sich im Sakrament vollzieht; von der Blutwäsche; von dem Spenderblut, das Leben gibt.

Natürlich, solches Reden klingt abgeschmackt. Doch es trifft die Sache. Ich lebe durch Christi Blut. Seine Kraft wird in uns Schwachen mächtig. „Für euch vergossen.“ Wir nehmen von ihm, leben durch ihn, werden neue Menschen. Wer vom Tisch des Herrn kommt, ist ein anderer geworden. Durch das Blut des Einen.



# Wär' ich Pilatus gewesen

Als Junge habe ich mich ereifert: „Wenn ich Pilatus gewesen wäre! Ich hätte . . . Ich wäre . . .!“ Heute breche ich über Pilatus nicht mehr den Stab. Ich weiß: Wenn ich Pilatus gewesen wäre, ich hätte wie er gehandelt. Weil ich ein Mensch wie Pilatus bin. Weil ich Rücksicht nehmen muß auf mein Amt, auf Menschen, die mir anvertraut sind, auf meine Familie und die Staatsraison, auch auf mich selbst. Darum wasche ich – wie alle – meine Hände in Unschuld. Wir sind nun einmal so. Seit Adam und Eva, seit Kain.

Einer wäscht seine Hände nicht in Unschuld. Einer wäscht seine Hände in Schuld. Nicht in seiner eigenen Schuld. Er wäscht seine Hände in unserer Schuld; bis sie blutrot werden, durchbohrt von unserer Schuld. Er wäscht seine Hände in meiner Schuld.

Ich verstehe das Erstaunen des Pilatus: Ecce homo! Welch ein Mensch! Pilatus hätte auch sagen können: Ecce deus! Seht, so ist Gott!

So ist Gott: Er wäscht seine Hände in meiner Schuld.

Davon lebe ich. Ich käme um, versuchte ich, mich selber reinzuwaschen. Da ist Judas: Er verkaufte den Herrn um dreißig Silberlinge. Wenn's wenigstens dreißig Millionen gewesen wären! Judas war ein billiger Verräter. Ich würde mehr verlangen.

Hinterher reute es ihn. Er sah die Hände an, die das Geld empfangen hatten. Er sah das Blut an ihnen. Er wollte es abwaschen. „Ich habe unschuldig Blut verraten.“ Er wollte das Blutgeld zurückgeben. Die vom Hohen Rat nahmen es ihm nicht ab. „Was geht uns das an? Da sieh du zu!“ Er warf die Silberlinge in den Gotteskasten, aber die Schuld blieb an seiner Hand kleben. Da legte er die Hand an sich.

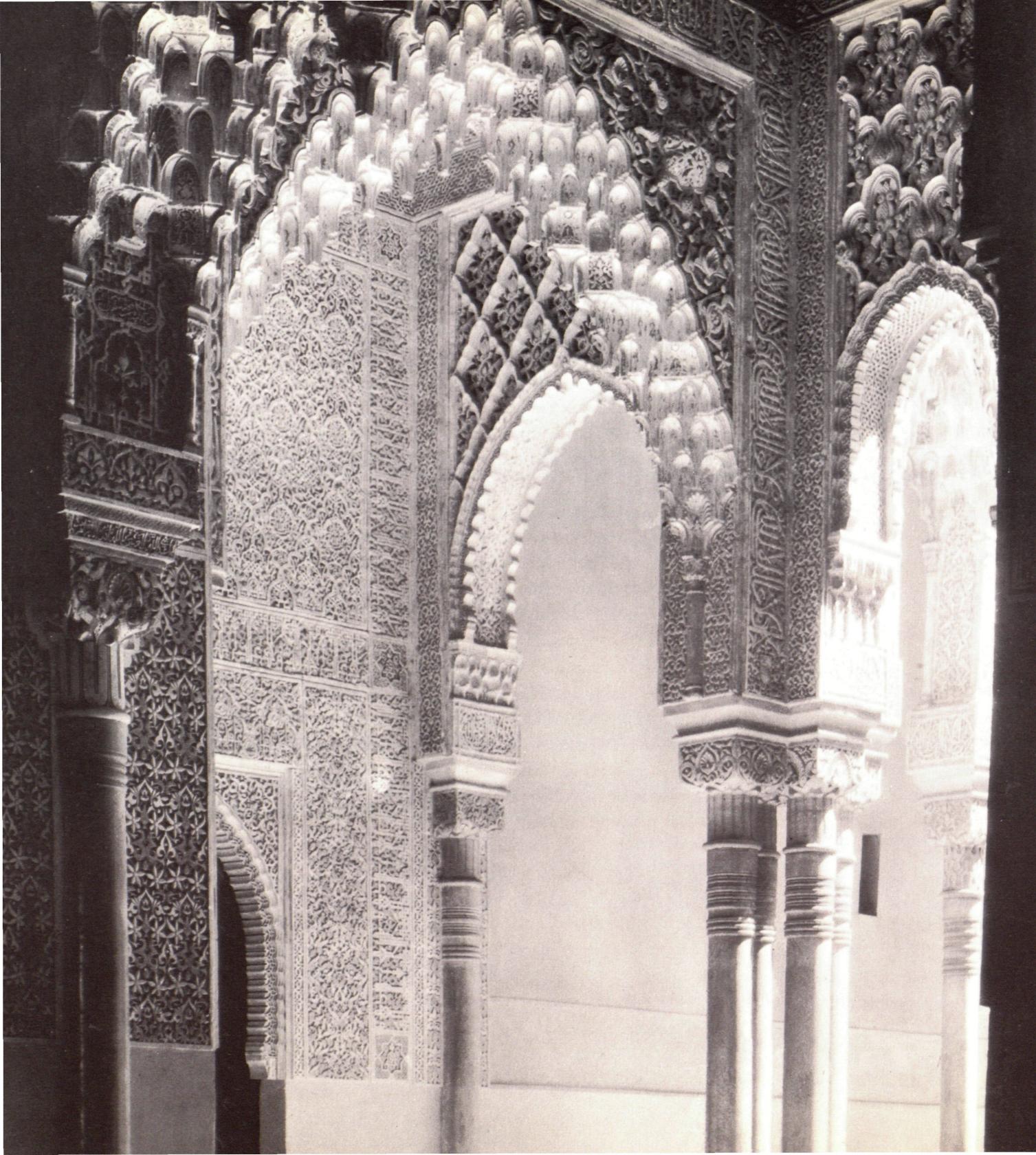
Judas wandte sich an die falsche Adresse. Er hätte zu dem Mann am Kreuz gehen sollen: „Sieh mich an, Herr! Diese Hände hier sind schuld, daß deine Hände durchnagelt sind.“ Mehr hätte er nicht zu sagen brauchen. Der am Kreuz hätte ihn angesehen. Der da oben hätte gesagt: „Halte deine Hände unter meine Hände! Das Blut meiner Hände macht deine Hände rein.“

Nur so werde ich rein. Nur so werde ich leben.

Herr, sieh meine Hände an!

*Dieser Kelch ist das  
neue Testament in  
meinem Blut.*

*1. Korinther 11, 25*



# Aus dem noch nicht aufge- fundenen Tagebuch des Pilatus

Stand wieder einmal auf der Zinne der Burg Antonia. Man hat von hier den ganzen, weiten Tempelplatz unter Augen. Man sieht hier das Herz Israels schlagen, vermerkt jedes Stocken des Pulses und jede Beschleunigung.

Mehr: Die Antonia ist die Dolchspitze auf Israels Herz. Ein Stoß, und Israel windet sich im Todeskampf. Exitus.

Ostern ist nahe. Es gärt wieder in den Gassen. Wie schon so oft. Auch im Tempelbezirk kam es zu Unruhen. Ein religiöser Fanatiker trieb die Händler mit der Peitsche vor sich her. Hochachtung vor so viel persönlichem Mut. Leider völlig fehlgeleitet. Als Centurio wäre so ein Mann am Platze. Doch es erübrigt sich, solchem Gedankengang weiter zu folgen. Diese religiösen Phantasten sind durchweg eingeschworene Feinde des Imperiums.

Cornelius meldet, er habe einen seiner S-Männer auf den Mann mit der Geißel angesetzt. Der Fanatiker soll nämlich aus Galiläa stammen. Und bei Galiläern ist Vorsicht allemal geboten. Unser Securitas-Mann wird den Galiläer beschatten.

Die ersten Meldungen des S-Manns liegen vor. Bei dem Tempelschläger handelt es sich um einen Jesus aus Nazareth. Baumeister und Wanderprediger! So etwas ist nur unter Juden möglich. Ein rätselhaftes Volk.

Neue Berichte: Die Meinung der Masse ist geteilt. Einige laufen diesem Jesus zu, vor allem die Patrioten. Die Mehrheit beobachtet ihn mit Argwohn. Aus den etwas summarischen Berichten des S-Manns ist schwer zu ersehen, was hinter all dem steckt. So viel ist sicher: die Führungsschicht der Sadduzäer hält sich distanziert. Mir soll's recht sein. Divide et impera!

S-Mann meldet: Nazarener gibt vor, Sohn eines Gottes zu sein. – Von mir aus. Auch Jupiter hatte unter den Sterblichen Söhne. Und Hermes soll sich gelegentlich unter die Menschen begeben. Ich verstehe nicht recht, warum sich die Juden darüber so ereifern.

Als wenn ich's geahnt hätte! Nun haben sie mich mitten in der Nacht herausgeholt. Wegen dieses Nazareners! Versuchte, die Sache abzuwälzen auf Herodes, auf den Hohen Rat. Fall kam prompt an mich zurück. Letzte und höchste Instanz: der Herr Statthalter des Caesar!

Dauersitzung, ermüdendes, unerträgliches Gezänk der Theologen. Mitten hinein platzte eine vertrauliche Notiz Julias: „Laß die Hände von dem Nazarener! Habe seinetwegen kein Auge zugemacht.“ Wenn Weiber Träume haben, ist die Vernunft am Ende. Von da an ging alles quer. Versuchte, dem Pöbel die Würfel zuzuspielen: Wählt zwischen dem Raubmörder Barabbas und diesem Jesus! Sie wollten den Mörder freihaben!

# Aus dem noch nicht aufge- fundenen Tagebuch des Pilatus

Nochmaliger Versuch, die Entscheidung hinauszuzögern. Doch da kamen mir die Honoratioren falsch: „Dann bist du des Kaisers Freund nicht!“

Es ist leider wahr: Material gegen mich haben sie genug. Das konnte mich bisher kalt lassen. Schließlich war Sejan mein Protektor. Doch kürzlich schrieb mir Rufus, streng vertraulich, Sejans Stellung sei erschüttert.

Fällt Sejan, dann wird es für mich kritisch. Beim Pluto: Ich bin in einer Zwangslage. Mögen sie diesen Nazarener kreuzigen! Schließlich bin ich mir selbst der Nächste. Im übrigen wasche ich meine Hände in Unschuld. Sein Blut komme über sie!

Merkwürdiges Zusammentreffen: Während der Hinrichtung ein Erdbeben. Zufall? Oder war er doch ein Gott? Aber ein Gott stirbt doch nicht? Oder?

Man muß es den Juden lassen: Sie gehen auf sicher. Verlangen tatsächlich eine Sonderbewachung des Grabes. Weil der Hingerichtete bei Lebzeiten geweissagt haben soll, er werde auferstehen. Welch ein Unsinn! Immerhin, ich habe sechs Triarier als Wache abkommandieren lassen.

Beim Hercules! Der Wachhabende meldet: Lichterscheinungen, Rollstein bewegte sich wie von unsichtbaren Händen, Grab leer. Leugnet strikt ab, auf Wache geschlafen zu haben. Er und seine Männer seien hellwach gewesen. Aber etwas Unerklärliches sei über sie gekommen. Sie seien wie gelähmt gewesen. Wie hinter einem Schleier sahen sie alles.

Altweibergewäsch? Aber der Mann hat sich unter Germanicus die Sporen verdient, in Pannonien mit Auszeichnung gekämpft und auch sonst eine vorzügliche Beurteilung. Seine Männer sind durchweg bewährte Legionäre. Ich stehe vor einem Rätsel.

Ich bin zu einem Entschluß gekommen: Alle Beteiligten werden mit sofortiger Wirkung versetzt. Wäre doch gelacht, wenn wir die Angelegenheit nicht totschweigen könnten. Doch wenn das da wirklich geschehen ist? Was dann?

Ich muß mich gelegentlich mit einem Mithras-Priester unterhalten.

*Sejan, der Günstling des Caesar, wurde bald darauf gestürzt. Für Pilatus war das der Anfang vom Ende. Er wurde als Procurator abgelöst und nach Rom beordert. Das Disziplinarverfahren endete mit seiner Verbannung nach Vienne in Südgallien. Es heißt, er habe durch Selbstmord geendet.*

Zum Bild:



# Am Gartengrab . . .

Trotz der frühen Stunde flutet ein nicht abreißender Strom von Fußgängern über die Straße, die sich vom Damaskustor her an der Herodespforte vorbei nach Osten zieht. Das Dröhnen der Autobusse hallt donnernd von der Stadtmauer wider, die auf den Fundamenten der alten Agrippamauer die Altstadt hier auf der Nordseite begrenzt.

Ich gehe ein Stück die Straße entlang, die zum YMCA-Haus führt, biege dann aber noch vor dem Archäologischen Institut der Franzosen nach rechts in den Weg ein, an dem ein Schild verkündet: „Garden tombs“.

Bäume recken ihr Geäst über grobgefügte Mauern, wie spitze Lanzen stechen die Strahlen der Morgensonne durch das schütterere Laub, und nun öffnet sich rechts eine Pforte.

In einem sauber gehaltenen Garten blinzeln Tautropfen verschlafen in das frühe Licht, Stufengänge winden sich in die Tiefe, und Staudenpflanzen heben ihre Blüten der Sonne entgegen, die drüben eben über die altertümliche Mauer steigt.

Unter dem grellen Weiß, mit dem die Morgensonne den oberen Teil der Felswand überschüttet, gähnt dunkel eine mannshohe Öffnung, das Gartengrab.

Hier, in diesem Gartengrab, vermuteten englische Archäologen das wirkliche Grab Christi. Sie haben sich redlich bemüht, ihre Ansicht biblisch und wissenschaftlich zu untermauern. Andere Gelehrte haben sich in ebenso scharfer Beweisführung dagegen ausgesprochen. Lange wogte der Streit hin und her, heute jedoch ist er – soweit dies für Menschen der Gegenwart überhaupt noch möglich ist – zugunsten des Heiligen Grabes in der Altstadt entschieden. Zu alt ist die Tradition, zu deutlich sprechen die archäologischen Argumente für die Stätte, über der sich die Grabeskirche wölbt.

Immerhin, dieses Gartengrab hier kann uns sehr wohl eine Vorstellung geben, wie es damals, als sie den Herrn ins Grab legten, dort ausgesehen haben mag; damals, ehe Kirchen und Kapellen den Felsen Golgatha und das Heilige Grab in das Labyrinth von heute verwandelten.

Mit den Augen verfolge ich die Rinne, die am Fuß der Felswand in das Gestein gehauen ist. In ihr lief einst der Rollstein, mit dem man die Graböffnung verschloß. Groß, wohl zwei Meter hoch, muß er gewesen sein. Deutlich ist noch die Schleifspur zu erkennen, die er in das Gestein kratzte. Der Block selbst ist nicht mehr vorhanden. Man mag ihn zerschlagen haben, wie jenen, der einst vor dem Heiligen Grabe lag. Den Rollstein dort in der Grabeskirche zertrümmerten die Perser, als sie Jerusalem erobert hatten, diesen hier – wer weiß, welche Hand den Hammer schwang?

Die Zeit tropfte dahin, Zukunft ins Meer der Vergangenheit. Als ich wieder auf sah, lag das Felsengrab im grellen Licht der Sonne, die jetzt eine Handspanne breit über die Mauer hinter mir gestiegen war.

Draußen auf dem Weg, den die verwitterten Mauern einengen, sagte ich es vor mich hin: *„Maria aber stand vor dem Grabe und weinte. Spricht Jesus zu ihr: Weib,*

*was weinest du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen? Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um: Meister!“*

Der Osterbericht des Johannes!

Leuchtende Pfeile schießt die frühe Sonne durch das Geäst der Ölbäume, Licht gießt sie auf den staubigen Weg, den ich gehe. Licht auf den Staub.

„Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“

Ja, leer ist das Grab, aber es ist eine tröstliche Leere. Denn leer werden einmal alle Gräber sein, auch meins; weil Ostern ward, weil Er lebt!



# Lachen

Geriet mir da ein alter Kalenderband in die Hände: Anno Tobak. Sorgen hatten die Leute! Die zuverlässige Bartbinde: Vor dem Gebrauch – der Bart hängt wie Petunien, die lange nicht gegossen wurden. Nach dem Gebrauch – Hurrah, es ist erreicht! Wie Kaiser Wilhelm!

Nächste Seite: „3000 Witze für 1,65 Mark.“

Schon will ich den vergilbten Schmöker mit dem überlegenen Lächeln des modernen Menschen ins Regal zurückstellen, da näselt es aus dem Lautsprecher: „Wir bringen Ihnen jetzt Karnevalsmusik. Die verbindenden Worte spricht . . .“ Und schon legt er los.

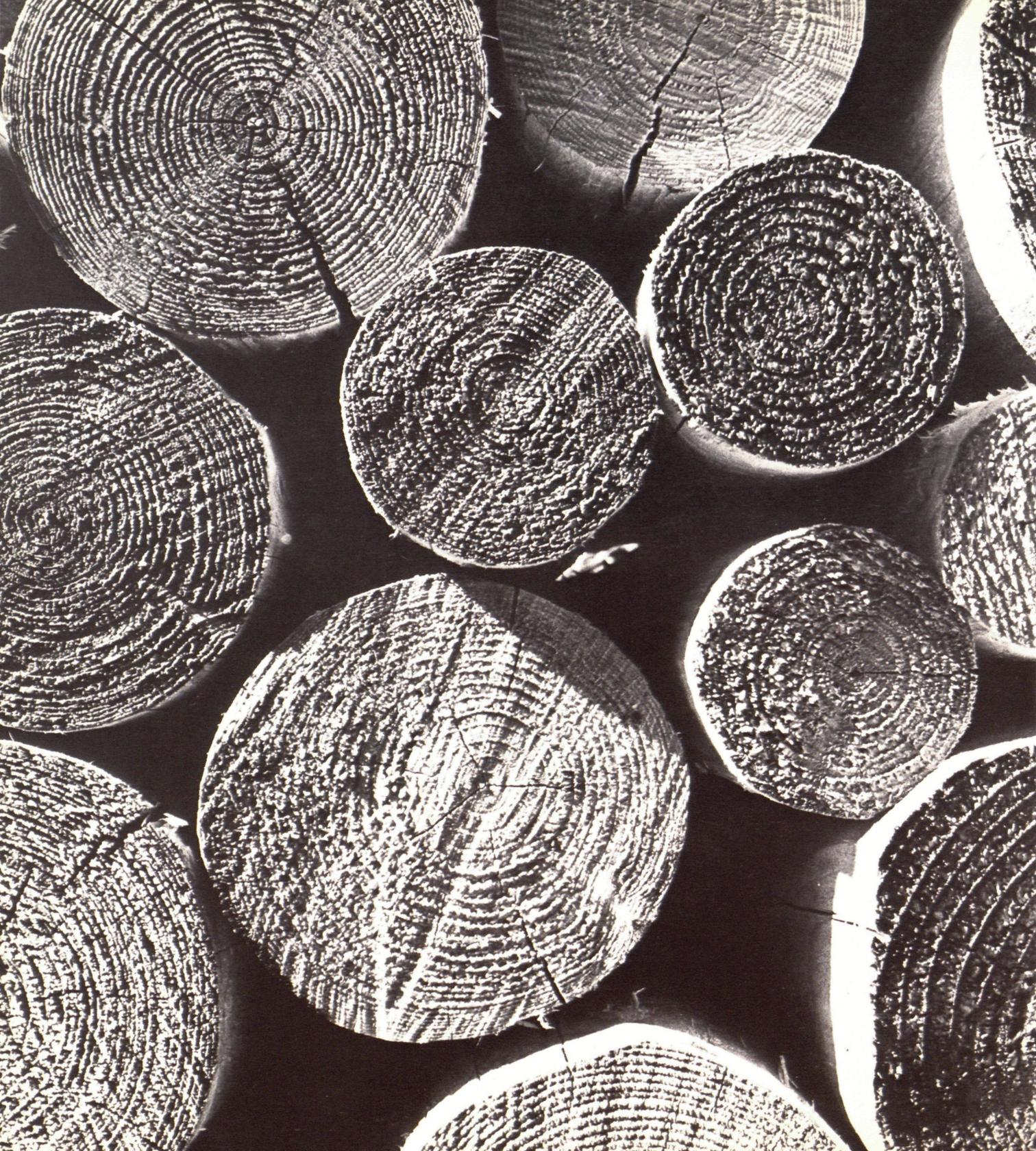
Der Ärmste tut mir leid. Jede Woche ist er einmal dran. Woher soll er Witze nehmen, ohne zu stehlen? Ob ich ihm meinen Kalender von 1911 schicke? Für zwei Vorstellungen helfe ihm das weiter.

Mit den Witzen ist das zum Weinen. Und dabei möchte man so gerne lachen. Schließlich braucht der Mensch ein bißchen Freude. Weil er Mensch ist. Nur Tiere lachen nicht. Sowenig wie sie Pfötchen falten. Durch Lachen und Beten unterscheidet sich der Mensch vom Tier. Er kann mit Gott reden, und er kann mit Gott lachen.

Gott lache nicht? Und wie er lacht! Über diese komischen Menschen, die sich für so ungeheuer wichtig halten. Die sich so tierisch ernst nehmen. Gott lacht über sie. Ich höre ihn lachen über die Großen, die da Weltgeschichten machen, und über die Reporter, die aus Mücken Elefanten backen.

Habe ich nun Gott vermenschlicht? Nun, wenn schon! Er wird auch darüber lächeln. Wie er manchmal über mich lächelt. Über meine Torheiten und mein Eifern, über mein Wichtigtun und meine Eitelkeit. Er wird darüber lächeln, wie ein Vater über seinen Jungen lächelt.

Wer das weiß, braucht sich sein Lachen nicht bei den Krämern zu holen. Er hat es. Lachen gehört zur Aussteuer der Gotteskinder. Wenn Gottes Kinder lachen, dann ist das wie ein Echo. Wie das Echo des Osterlachens: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?



# Herrenpartie

Es ist Jahre her: Himmelfahrtstag, und ich war mit der Familie unterwegs. „Herrenpartie“ durch den maifrischen Bergwald! Wie durchsichtige Schmetterlinge hingen junge Blätter an den Zweigen. Aus dem vorjährigen Laub am Waldrand sog die Sonne dampfende Schleier.

„Hier machen wir Rast!“ Jürgen hatte den Platz gut gewählt. Der Wald hinter uns wehrte dem Wind. Vor uns im silbernen Gegenlicht der abfallende Hang mit dem Blick bis zu den Harzbergen. Und wie geschaffen zur Ruhebänk der mächtige Stamm einer gefällten Buche. Ein Teil der Äste war schon zu Meterstücken aufgeschnitten. Der Stamm selbst lag massig da; gut von der Sonne für uns vorgewärmt.

Dieter schlägt mit der Hand auf den Buchenstamm. „Wie alt mag dieser Bursche gewesen sein?“ Jürgen rafft sich auf. „Das läßt sich leicht feststellen: Sieh dir hier mal die Schnittfläche an!“ Und schon sind die Kinder beim Buchstabieren. Sie wandern mit den Fingern über die Jahresringe und zählen. „Rund achtzig Jahre.“ „Ich habe ein paar mehr gezählt!“ „Kann sein, hier auf dieser Seite liegen die Ringe dichter, sind schwerer zu unterscheiden.“ „Woher mag das wohl kommen?“ fragt Marlies. Jürgen mit selbstsicherer Miene: „Da hat wohl ein anderer Stamm in der Nähe gestanden. Der hat diesem hier Konkurrenz gemacht.“ Jetzt hat Dieter etwas Neues entdeckt. „Hier ist ein Jahresring rundherum ganz dünn.“ Jürgen meint sachverständig: „Wird wahrscheinlich ein sehr trockenes Jahr gewesen sein.“ Sie sind schon wieder am Zählen. „Es muß so um 1910 gewesen sein.“ Ich überlege. „Ihr habt recht. 1910 soll einen Jahrhundertwein gebracht haben.“ Jürgen zeigt auf einen anderen schmalen Ring. „Und dies hier muß das Jahr 1959 sein! Erinnert ihr euch? Wir waren damals auf Langeoog. Bis tief in den Herbst war es heiß und trocken.“

„Astlöcher hat der Stamm nur auf der einen Seite.“ „Natürlich, weil er am Waldrand stand!“ Marlies ist sehr nachdenklich geworden. „Man kann an so einem Stamm die Geschichte des Baumes wie in einem Buch ablesen.“ Sie streicht sich das Haar aus dem Gesicht. „Das ist unheimlich.“ Verschmitzt blinzelt sie mich an. „Bloß gut, daß man bei uns Menschen nicht alles ablesen kann!“ Mit einem abgrundtiefen Seufzer erleichtert sie ihre bedrängte Seele.

Wie genau ein Kind manchmal Zusammenhänge erfaßt! Wenn man unsere Vergangenheit an uns so einfach ablesen könnte! Es wäre unerträglich. Wir zeigen nach außen nur die glatte Rinde, prunken mit stattlichem Wuchs, treiben allenfalls barocke Blüten. Der menschliche Kern bleibt verborgen; selbst dann, wenn der Baum gefallen ist. Möglicherweise dann erst recht. Denn: über die Toten rede nur Gutes! Es hat seinen Hintersinn, daß die Lettern auf Grabsteinen vergoldet werden.

Oder ist da doch jemand, der den Schnitt unseres Lebens aufrechnet? Einer, der die Ringe zählt, deutet, wertet? „Ich sah die Toten, beide, groß und klein, stehen vor Gott; und Bücher wurden aufgetan . . .“ So schildert Johannes in der Offen-

barung das letzte Gericht. „Und die Toten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern.“

Gewiß, Gott unterhält kein Statistisches Amt und speist keine Computer mit der Fülle unserer Taten. Er hat solchen Papierkrieg nicht nötig, braucht nicht in den Ringen unserer Jahre zu rechnen. Vor ihm ist alle Zeit gegenwärtig. Gestern ist ihm heute, und die Toten leben ihm.

Entscheidend: Einer ist, der in uns liest. Der das Verdrängte ins Licht hebt und das Unbeglichene dem Vergessen entreißt. Das ist erschreckend. Es wäre sogar hoffnungslos für uns, wenn nicht – wenn nicht Gott Gott wäre! Ein Gott, der nicht richten, sondern zum Leben führen will. „. . . ein anderes Buch ward aufgetan, das Buch des Lebens.“ Es gibt zwei Bücher: In dem einen stehen unsere Taten; in dem andern steht, was Gott für uns getan hat. Das Buch unserer Taten enthält gefrorene Vergangenheit. Das Buch Gottes legt alles, was war, in Gottes formende Schöpferhände: „Deine Augen sahen mich, als ich noch nicht bereitet war; und waren alle meine Tage in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten.“ Auf den ersten Blick sieht es so aus, als gehe das ganz auf die Vergangenheit. Doch es zielt auf unsere Zukunft. Gott weiß, was kommt. Denn: Was kommt, kommt von ihm. Er weiß, wo ich morgen sein werde. Er weiß, wann mir die Sonne aufgeht. Er kennt die Stunde, die mir als die letzte schlägt. Es steht alles in seinem „Buch“. Es? Ich, ich stehe in seinem Buch.

Darf ich einmal ganz persönlich werden? Ich weiß, mancher hält das für literarisch nicht schicklich. Und trotzdem: Es ist mir immer ein starker Trost gewesen, daß ich „in seinem Buch“ stehe. In der Zeit des Krieges und in jenen Tagen, als ich nach schwerer Operation am Rande des Abgrunds stand; in den Tagen der Flucht unter Tieffliegerbeschuß und in kostbaren Urlaubswochen an der See; am Grabe meiner Mutter wie in den Geburtsstunden unserer Kinder. Gott weiß, wohin er mit mir will! Er hat es immer gewußt, er weiß es auch am Ende aller Zeit.

Ich habe nicht nur eine Vergangenheit. Ich habe auch eine Zukunft. Seltsam: Sollte man „Herrenpartie“ vielleicht auch anders deuten können, als es gemeinhin geschieht?

# Der Sohn ist schon drüben

„Sie wollen es auf Ihre alten Tage noch wagen?“ Er fühlt meine Skepsis, läßt sich aber nicht beirren: „Ja, sehen Sie: Mein Sohn ist doch schon seit Jahren drüben. Er ist eingebürgert, hat ein gutes Einkommen und wird mir die Umstellung erleichtern.“

Ich kann Vater Schmidt verstehen. Natürlich, sein Georg ist drüben, schon vor fünf oder sechs Jahren ausgewandert nach Kanada. Gelegentlich schreibt er auch mir und berichtet, wie es ihm geht.

Ich drücke Vater Schmidt zum Abschied die Hand. „Na, dann Gott befohlen!“ Ich mache mir keine Sorgen mehr um ihn. Er wird alles gut vorbereitet antreffen.

Auch uns ist der Sohn vorangegangen. Gottes Sohn. Bei seiner Himmelfahrt. Und darum können wir den großen Sprung zum andern Ufer wagen.

Es wäre wirklich eine riskante Sache, wollte ich ohne die Himmelfahrt Christi mich auf ein Leben „drüben“ verlassen. Es ginge schief, wollte ich mich auf meine Erfahrungen, meine Zuversicht und Vernunft verlassen. Sie alle lassen mich in jenem andern Land im Stich.

Daß Er auf mich wartet! Daß Er mich nachkommen läßt, daß Er mich zu sich holt, gibt mir den Mut zum großen Sprung. „Auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe!“

*So seid ihr nun nicht  
mehr Gäste und  
Fremdlinge, sondern  
Bürger mit den Heiligen  
und Gottes Hausgenossen.*

*Epheser 2, 14*

über –  
unter –  
ohne –  
mit –

Der Mensch  
flog um den Mond  
und kam zurück  
ich sah keinen Gott  
darum ist kein Gott

Der Mensch  
hinter dem Mond  
dünkte sich klug  
und wird doch sterben  
ohne Hoffnung

**Gott**  
ist nicht über uns  
Gott ist uns über  
daß ich ihn nicht  
erfassen kann

Gott  
der uns über ist  
ist unter uns  
auf dieser Erde  
und hinter dem Mond

Ich  
bin nun unter Gott  
weil er mit mir ist  
werde ich sterben  
mit Hoffnung

*Zum Bild:*

Tagpfauenauge. Falter, Ei, Raupe, Puppe, Falter. – Ich denke über dieses Wunder der Wandlung nach. Und Zuversicht erfüllt mich.



# Aus nichts –

In Hinterheide war die Pfarrstelle neu zu besetzen. Der Kirchenvorstand war recht anspruchsvoll. „Den Text, Herr Pastor, über den Sie die Probepredigt halten sollen, finden Sie auf der Kanzel vor.“ Tatsächlich liegt auf der Kanzel ein Blatt Papier. Es ist unbeschrieben. Der Kandidat hebt es hoch. „Links nichts, rechts nichts!“ Er holt tief Luft. „Nichts. – Aus – nichts hat Gott die Welt geschaffen.“ Spricht's und hält aus dem Stegreif eine Predigt über die Schöpfung.

Wie die Fama berichtet, soll die Gemeinde diesen Pastor einstimmig gewählt haben.

Auf jeden Fall hatte jener Pfarramtsbewerber den entscheidenden Punkt erkannt: Gott schafft aus dem Nichts.

Der Mensch schafft auch. Bis vor kurzem aus Holz, Stein, Leder, Metall und anderen Rohstoffen. Neuerdings schafft der Mensch sich Materialien, die es in der Natur nicht gibt: Kunststoffe.

Irgendwer riskierte schon den Satz: „Der Mensch erfindet, was Gott vergaß.“

Ist das Gotteslästerung? Es ist doch wahr: Gott hat die Atombombe nicht erfunden. Auch viele andere Erfindungen, mit denen wir uns das Leben schwermachen, hat er glatt vergessen. Fragt sich nur: Aus welchem Grunde hat er diese Erfindungen versäumt?

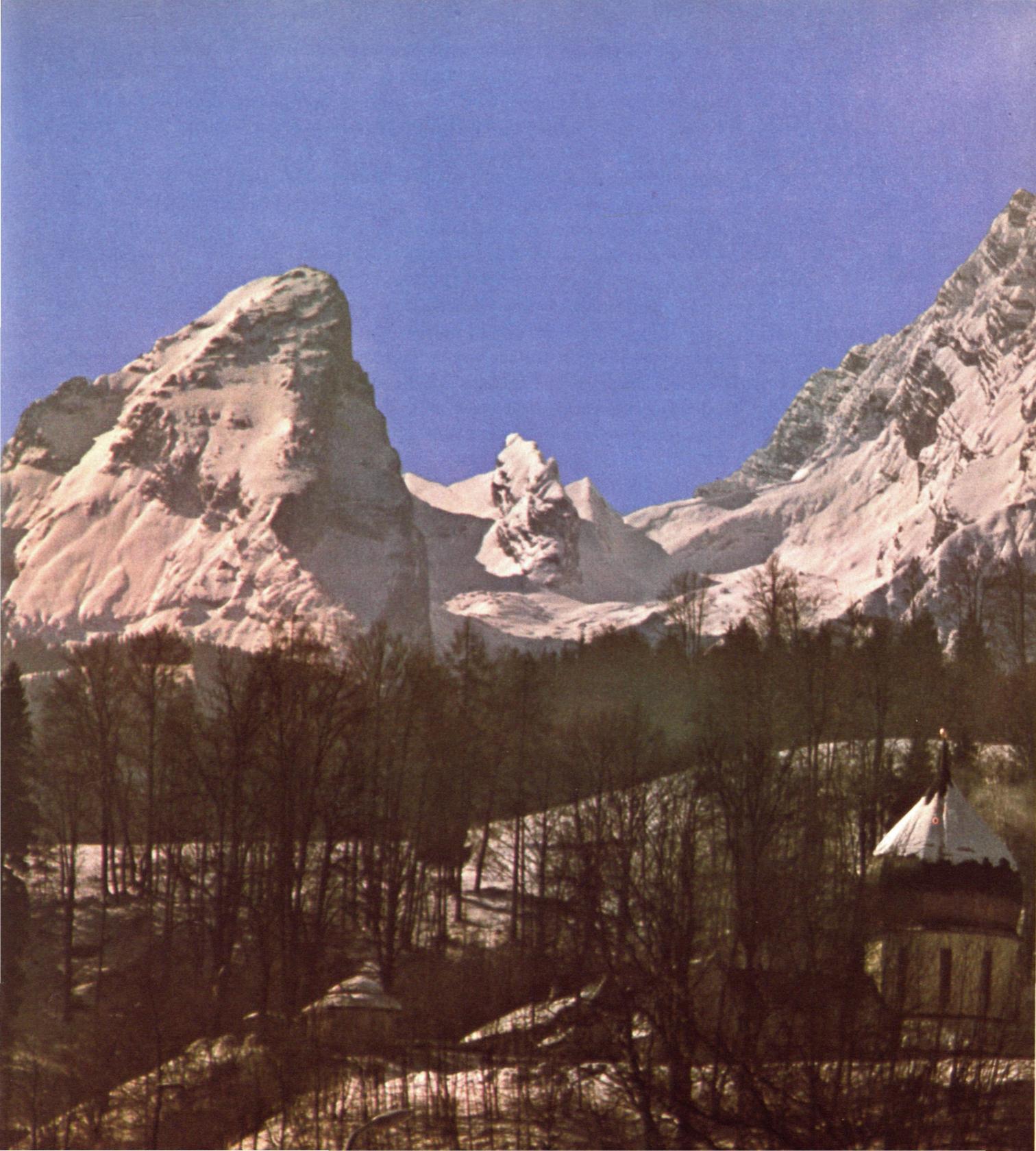
In der Bibel heißt es: Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.

Können auch wir das sagen? Von dem, was wir gemacht haben?

Wenn wir es könnten, unsere Welt sähe anders aus.

*Herr, unser Gott,  
du hast alle Dinge  
geschaffen, und durch  
deinen Willen haben sie  
das Wesen.*

*Offenbarung 4, 11*



# Der Magnet

An der alten Laube waren Bretter lose. Wir machten uns an die Arbeit. Wie es dann so kommt: Ich stieß die Nagelkiste um. „Da haben wir die Bescherung!“ meinte der Herr Sohn. „Wird eine halbe Stunde dauern, bis wir alle Nägel wieder aufgeklaut haben.“ Tatsächlich, es sah schlecht aus: Nägel, Kies, Sand – alles bunt gemischt.

Doch dann hat es keine zwei Minuten gedauert. Ich nahm einfach den großen Magneten aus der Werkzeugkiste. Ein paarmal durch den Kies gefahren, und alle Nägel waren wieder da.

Der Filius staunte. „Wie ein richtiger Zauberstab! Und dabei sieht er aus wie gewöhnliches Eisen.“

Es stimmt, man sieht einem Magneten nicht an, welche Kraft in ihm steckt. Erst wenn er in Aktion tritt, merkt man sie.

Jesus war wie jeder andere Mensch. Er war geboren, wuchs heran, aß und trank, schlief, litt, starb. Wie gesagt, ein ganz gewöhnlicher Sterblicher. Aber wer es mit ihm zu tun bekam, der erlebte seine Kraft: in Wundern und Heilungen, in Totenerweckungen, in seiner Auferstehung.

Mit diesem „Magneten“ fuhr Gottes Hand über unsere Erde. Damals zu Pfingsten, heute. Seine Kraft hebt die Verlorenen aus dem Staube. Wir nennen diese Kraft Heiligen Geist.

Und diese Kraft wirkt weiter. Wie der Magnet die Nägel, die an ihm hängen, magnetisiert, so daß sie selber zu Magneten werden, so wirkt durch uns hindurch der Geist von Pfingsten. Im Pfingstbericht heißt es: „. . . und wurden an dem Tage etwa dreitausend zur Gemeinde hinzugetan.“

Namenlose, blind zusammengewürfelte Masse wird Gemeinde. Traurige fassen Mut, bange Herzen werden fest.

Das kann und tut der Heilige Geist auch heute, über und durch gewöhnliche Menschen. Er hebt uns aus dem Staub. Er gibt uns Kraft, andere aus dem Staub zu heben.

# Getrost

Die Älteren erinnern sich: „Gott mit uns!“ So stand es auf dem Koppelschloß. Man hat das hart angegriffen. Weil es so aussieht, als nehme man damit Gott für sich und die eigene patriotische Sache in Beschlag. Keine Frage: Diese Gefahr besteht; und mancher ist ihr tatsächlich erlegen. Auch Prediger waren dagegen nicht gefeit. Es hat in der Tat eine „Gott-mit-uns-Theologie“ gegeben. Ich wäre unaufrechtig, wenn ich das abstreiten wollte. Ich würde meine eigene Überzeugung verleugnen, wenn ich das zu beschönigen versuchte.

Keine Frage: Gott gehört nicht auf das Koppelschloß. Gott ist nicht verfügbar. Für keine „vaterländische“ Theologie, aber auch für keine andere. Keiner hat Gott im Griff. Immer ist Gott der Herr.

Was will dann aber unser Spruch Jesaja 35, 4?

Er will genau das sagen: Gott ist der Herr! Und dieser Herr kommt als Richter und Vergelter. Wenn man unseren Spruch im Zusammenhang liest, wird das ganz klar. Gott hat das letzte Wort über uns. Über jeden einzelnen wie über ganze Nationen. Über diesen Planeten und seine nach Jahrmilliarden zählende Geschichte. Über die Welt. Und dies ist für uns Anlaß zur Freude!

Natürlich ist die Vorstellung, daß Gott als Richter der Welt am Ende aller Tage das Sagen hat, erschreckend. Aber nicht für den, der sich auf ihn verläßt. Nicht für den, der sich auf ihn freut. Dem Menschen, der den Vater Jesu Christi kennt, ist es Trost, daß Gott am Ende richten wird. Denn: Das gibt dieser Welt erst einen Sinn. Das gibt unserem Leben einen Inhalt.

Gott wird Richter sein:

Über mich! Er wird geraderücken, was bei mir schief war. Er wird, was bei mir schlecht war, ver-nichten. Daß es nicht mehr ist. Er wird aus mir machen, was ich schon immer hätte sein sollen: sein Werkzeug.

Über diese Welt! Er wird das Böse aufheben. Und was er mit seinen Händen aufhebt, das wird gut.

Über unser Tun! Daß alles ihm zum Besten dient. Daß nur noch bleibt, was vor ihm gilt.

Dann werden, wie es bei Jesaja weiter heißt, „die Erlösten des Herrn wiederkommen. Ewige Freude wird sein, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen.“

*Seid getrost,  
fürchtet euch nicht!  
Sehet, euer Gott,  
der kommt.*

*Jesaja 35, 4*



# Was vor Augen ist

Es war ein Haus wie tausend andere im Lande Juda. Der übliche Hof mit den schattigen Gängen, drüben die Wohnräume, zur Seite die Behausungen des Gesindes. In der Mitte des Hofgevierts der Brunnen.

Der Alte hob den Blick. Der Hausherr hatte ihn gefragt: „Was führt dich zu mir, Samuel?“ Langsam wandte der Alte den Kopf. „Der Herr sprach zu mir: Gehe hin zu dem Bethlehemiter Isai. Da will ich dich wissen lassen, was du tun sollst . . .“

Isai beugte sich lauschend vor. Doch Samuel schwieg. Zögernd kam Isais Frage: „Der Herr unser Gott wies dich zu mir?“ Samuel nickte, gab sich dann einen Ruck: „Laß mich deine Söhne sehen!“

Nur ein Blinzeln verriet, wie sehr die Forderung den Hausherrn überraschte. Mit einer Handbewegung rief Isai den Diener herbei. Flüsternd gab er ihm des Gastes Bitte weiter.

Sinnend betrachtete Samuel die Jungen. Wackere Burschen! Der Große da, der mußte es sein! Mannhaft, offen, freimütig – der muß es sein, den der Herr erwählt hat!

„Dein Name?“ – „Eliab.“ Wohlwollend nickt der Alte. Eliab wird also König sein. Schon will der Alte den Mund auftun, da fällt es wie ein Schleier über sein Gesicht. Er sieht nicht mehr die Söhne Isais. Er schaut durch den Vorhang der Welt. Das Rieseln des Brunnens ist ihm verstummt. Eine andere Stimme raunt: „Sieh nicht an sein Aussehen und seinen hohen Wuchs; ich habe ihn verworfen. Denn nicht sieht der Herr auf das, worauf ein Mensch sieht. Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr aber sieht das Herz an.“

Langsam öffnet der Alte die Augen. Eliab ist also nicht der kommende König. Welcher dann? Samuel blickt von einem zum andern. Er hört die Namen, die Isai nennt: „Abinadab ist dies. – Und der hier heißt Schamma.“ – Doch Gott schweigt. Er mag Abinadab nicht, auch nicht Schamma. Und keinen der andern, die da stehen und warten.

Samuel rafft sich auf. „Sind das die Söhne alle?“ Isai erwidert: „Es ist noch einer da, der Jüngste. Er ist draußen bei den Herden.“ Samuel sieht über die Hofmauer hinweg, die nach Ost sich neigt: Weingärten, Ölbäume, Feigen. In Terrassen fällt das Land ab, geht über in die Bergsteppe. Da, wo das Fruchmland aufhört, verweht eine Staubwolke. Dort unten hütet David die Herde.

„Sende hin und laß ihn holen!“

Da sandte Isai hin und ließ ihn holen. Und der Junge war bräunlich, mit schönen Augen und von guter Gestalt. Und der Herr sprach: „Auf, salbe ihn zum König! Denn er ist’s!“

Da nahm Samuel sein Ölhorn und salbte David mitten unter seinen Brüdern.

*Ein Mensch sieht,  
was vor Augen ist;  
der Herr aber sieht das  
Herz an.*

1. Samuel 16,7

# Verbrüderung in Porto Scuso

Der evangelische Pfarrer hat eine Familien-Rüstzeit ausgeschrieben. Wer Lust hat, soll kommen: nach Porto Scuso, dem verträumten Fischerhafen in der Südwestecke Sardiniens.

Es ist ein erster Versuch, die auf Sardinien lebenden Deutschen zu einer solchen Veranstaltung zusammenzuholen. Ob es gelingen wird?

Alle Skeptiker werden beschämt: Fast vierzig Teilnehmer melden sich an! Der Bus ist bis auf den letzten Platz besetzt, als wir in Cagliari starten.

Blaue Berge rings am Horizont, aus den Orangenhainen leuchten reife Früchte. Später dann endlose Halden der südsardinischen Bergwerke. Ein Aufatmen, als vor uns das Blau des Meeres aufleuchtet: Porto Scuso!

Einer nach dem andern klettern wir aus dem olivgrünen Bus. Koffer werden ausgeladen. Unsere Gemeindegemeinschaft hat als Vorkommando ganze Arbeit geleistet.

Die Familien kommen in Appartements unter, ich finde mich in einem netten Einzelzimmer im dritten Stock wieder.

Weit reicht der Blick, über die Bucht bis hin zu den vorgelagerten Inseln. Das rechts muß San Marco sein, fern im Süden zeichnet sich Sant' Antioco als feine Silhouette gegen den Horizont ab. Ein Fährschiff kriecht über die leicht kabblige See.

Unsere Mahlzeiten nehmen wir im Speisesaal. Ich zähle rasch einmal durch: 39 Teilnehmer haben sich zur Familien-Rüstzeit eingefunden, darunter 9 Kinder.

Immerhin sind auch eine Handvoll Einzelgänger erschienen, meist jüngere Soldaten. Sie sitzen anfangs noch etwas verschüchtert zwischen den Familien, tauen aber recht schnell auf.

Nach der Mittagspause läuft unser Programm an. Manches wird hier anders gehalten als daheim bei Rüstzeiten. Eine Vorstellung der Teilnehmer kann getrost ausfallen. Hier kennt jeder jeden. Manchmal sogar zu gut. Das liegt an der Auslandssituation, in der die Menschen aufeinander gestoßen sind.

Am ersten Tag läßt man es mit dem Programm sachte angehen. Leichte Kost soll den Appetit wecken. Also bringe ich mit Farbdias meinen Reisebericht „Zu den Höhlen am Toten Meer“.

Schon bei dem einleitenden Bericht über die Entdeckung der Schriftrollen sind alle dabei. Die Kinder identifizieren sich mit Mohammed ad Dhib, dem Beduinenjungen, der eine entlaufene Ziege suchen ging und dabei die Höhle mit den Schriftrollen des Jesaja entdeckte.

Die Männer lockt das Abenteuer und die Wissenschaft.

Und nun zu den Farbdias!

Bieten wir unseren Damen mal eine Modenschau: In den Zelten der Beduinen, mit den reizenden Töchtern der Lābbu Dschebbel. Übersehen Sie bitte auch nicht die selbstgeknüpften Teppiche! Jetzt sind unsere Damen Feuer und Flamme.

Hinterher lebhaftes Gespräch. Man möchte Genaueres hören: Was die Schriftrollen von Qumran für die biblische Wissenschaft von heute bedeuten?

Bei der Bibelarbeit am nächsten Morgen stellt sich heraus: Etwa ein Drittel der Teilnehmer sind Katholiken. Meist Ehegatten evangelischer Partner, aber auch ein rein katholisches Ehepaar.

Wie wollen wir es am Sonntag halten? Natürlich gibt es in Porto Scuso eine Kirche. Aber die ist selbstverständlich katholisch. Zwar hat unser evangelischer Pfarrer schon Verbindung zu dem katholischen Amtsbruder aufgenommen, doch ich bin skeptisch. Ich denke: Sardinien! Wie kann man hier Offenheit für „Ketzer“ erwarten?

Ich werde tief beschämt. „Denkt euch: Don Giovanni stellt seine Kirche für unseren Gottesdienst zur Verfügung!“ Am Sonntag um 10 Uhr? Ich habe richtig gehört. Der protestantische Pfarrer kann die Kanzel benutzen und darf am Altar das Sakrament austeilen.

Alles läuft so, wie es mit Don Giovanni abgesprochen ist. Der evangelische Gottesdienst in der katholischen Kirche vollzieht sich reibungslos. Es ist wohl auch nicht ungewöhnlich, daß immer wieder Angehörige der sardischen Ortsgemeinde durch die offene Tür eintreten, sich mit Weihwasser bekreuzen und kniend den Altar grüßen. Still verweilen sie ein paar Minuten, lauschen verwundert der fremden, ihnen unverständlichen Predigt, gehen endlich genauso unauffällig, wie sie kamen.

Vor der Tür begegnen wir Don Giovanni. Zufällig? Er begrüßt uns ausgesprochen herzlich. Als wir uns für die Gastfreundschaft bedanken wollen, winkt er ab. Das sei doch selbstverständlich, da wir alle Christus dienen. Bereitwillig läßt er sich im Kreis der Deutschen fotografieren.

Ökumenische Begegnung in einem sardischen Fischerhafen!

Auch der italienische Katholizismus ist offenbar vielschichtiger, als es oft den Augenschein hat. Es gibt neben der unfraglich noch vorhandenen Engstirnigkeit auch eine Weite des Denkens, die wirklich christlich ist. Diese Erkenntnis danke ich Don Giovanni.

*. . . auf daß sie alle eins  
seien,  
gleich wie wir eins sind.*

*Johannes 17, 21*



# Wo die Camisarden kämpften

Herrliche Fahrt über die Causse de Méjan, diese einsame Hochfläche zwischen den Schluchten von Jonte, Tarn und Tarnon. Rechts blaut in der Ferne das Massiv de l'Aigoual. Blick in unendliche Weiten! Schluchten, in deren Kühle die Straße taucht. Da links die altersgraue Burg! Wie hingezaubert liegt sie hinter blühenden Akazien.

Erinnerungen steigen auf: Die Zeit der Hugenotten. C. F. Meyers packende Ballade: „Grell zuckt ein Blitz. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß . . .“ Hier war es, wo die Kämpfe tobten, Jahrzehnte lang, Jahrhunderte. Ein Sonnenkönig, der Alleinherrschaft erstrebte; und Männer, die ihm Stirn bieten ihres Glaubens wegen. Auswanderungsverbot und Strafdienst auf Galeeren, heimliche Flucht mit tausend Gleichgesinnten. Wir sehen sie vor uns, wie sie Zuflucht suchen: bei Wilhelm von Oranien und dem Großen Kurfürsten, in Hessen und im Tal der Weser. Ein Aderlaß, von dem sich Frankreich nie erholte; für Brandenburg und Hessen milder Regen, der die Blüten trieb. Wieviel empfingen deutsche Lande von den Hugenotten: Bürgerfleiß und Handwerkskunst, Edelmut und Opfersinn.

Vergangenheit raunt aus den Schluchten. Hier huschten Camisarden durch das Dickicht. Hier donnerten die Steinlawinen in die Klamm. Es waren nicht mehr als fünftausend Mann, die der heldenhafte Bäckergeselle Cavalier gegen die Regimenter des Königs führte. Die Camisarden sahen in Cavalier ihren Gideon. Sie fühlten sich eins mit den Makkabäern. Sie waren „die Kirche der Wüste“. Sie kämpften und starben wie Bar Kochbas Mannen.

Hingezaubert vor dem Blau des Himmels die schroffen Zinnen einer Burgruine! Zerborsten der Bergfried, vom Brand geschwärzt die Mauern. Denkmal eines Glaubens, der bis in den Tod getreu sich hier bewährte. Und Lohn empfangen wird von dem, der ihn verheißen hat!

Aus einem Tunnel fahren wir ins Helle. Sonne blitzt auf blanken Wellen. Wir sind am Tarnon. Rasch laden wir die Boote von dem Wagendach. Schon sitzen Hans und ich in unseren Kajaks.

Herrliches Wildwasser, urwüchsig, schnell und köstlich klar. Blöcke kämmen die Strömung, eine Schwallstrecke nun mit stehenden Widerwellen. Dann eine Enge, in die das Wasser schießt.

Und da scheint die Welt zu Ende! Im letzten Augenblick erkenne ich, wie das Wasser in eine schmale Klamm zieht. Es geht alles blitzschnell. Ob die Klamm überhaupt fahrbar ist?

Keine Zeit zum Überlegen, schon reißt es mich zwischen das Gestein. Aussteigen? Unmöglich! Jetzt gilt nur noch: Hindurch! Ich lausche nach vorn: nichts! Kein Rauschen. Hoch über mir ein Schatten. Eine Brücke? Ich darf nicht aufsehen, muß mich ganz auf diese Klamm konzentrieren. Fast ist es Nacht, kein Himmel über mir. Eine Krümmung nun, ich fühle, wie das Bootsheck an die Felswand schrapt. Ich ziehe das Boot herum, spüre vorne einen Aufprall, ziehe mich nach rechts.

Da wird es plötzlich hell. Licht von allen Seiten. Sonne vom Himmel herab, Sonne

in tausend Blitzen auf flirrenden Wellen. Und hoch über mir eine altertümliche Brücke. Der Schatten vorhin: ich täuschte mich nicht. In abenteuerlich geschwungenem Bogen stützt sie sich beidseits auf die Felsen.

Jetzt kommt auch Hans aus der Enge ans Licht. Er blinzelt in die Helle und winkt mir zu. Es ging ihm wohl wie mir: Unheimlich ist es, hilflos in das Ungewisse zu treiben.

Nun wird der Fluß ruhiger. Die Talwände treten zurück. Ein Angler blickt uns gleichmütig nach, von fernher kommt ein Kinderlachen. Türme und rote Dächer sehen durch eine Lücke im Weidengebüsch auf uns herab. Vor uns die Brücke von Florac.

Noch heute amtiert hier ein reformierter Geistlicher. Die Gemeinde ist arm, doch sie lebt.

Fast schäme ich mich. Vor dem Pfarrer, der hier ein gradezu kümmerliches Gehalt bezieht. Vor diesen Gemeinden, die wissen, was Bekennen kostet. Vor den Camisarden, die in diesen Bergen einer Welt von Feinden widerstanden. Um ihres Glaubens willen.

Ja, da bin ich nun mit Hans die Schlucht des Tarnon gefahren. Und wir kamen uns wie Helden vor: Wildwasser IV!

Wie kläglich sind wir! Die Camisarden litten und starben, weil sie treu sein wollten. Treu dem Herrn, der für sie gestorben war und auferstand.

Wir aber? Uns juckt das Fell, weil wir bequeme Sessel drücken. Wir suchen Gefahren, weil wir sonst in unserem nach allen Seiten abgesicherten Leben vor Langeweile heulen müßten! So ist das doch mit uns. Oder?

Als wir die Zelte erreichen, bin ich ruhiger. Mir ist – eben noch zur rechten Zeit – eingefallen: Du kannst das alles auch anders sehen. Wie wäre es, wenn du danktest? Dafür, daß du ruhig leben kannst. Dafür, daß dir niemand deines Glaubens wegen ans Leder will. Dafür, daß Gott dir solche Tage schenkt wie diesen.

*So du durchs Wasser  
gehst, will ich bei dir sein.*

*Jesaja 43, 2*



# Zelte haben dünne Wände

Zehn Tage sind wir nun schon unterwegs, vier Mann mit vier Kajaks. Zehn Tage Sonne und Wind, Regen und Sturm. Zehn Tage Zelte abbauen, stauen, paddeln, Zelte aufbauen, abkochen. Zehn Tage dem Alltag entrückt.

Steifer Seitenwind machte uns auf der Schlei zu schaffen. Schläfrig rollende Dünnung vor der Eckernförder Bucht, frische Brise vor der Kieler Förde.

Drei Tage später: Wir tragen um, vom Kleinen Plöner See zum Großen. Buschwerk bollwerkt links und rechts. Dann öffnet sich vor uns der See. Links Prinzeninsel, dahinter dann: Langeswarder.

Alte Freunde winken, schütteln uns die Hände. „Wo wollt ihr aufbauen? Drüben am Sysseleck?“

Wir bauen unsere Kleinzelte weitflächig auf. Nah genug, uns durch Rufen verständigen zu können. Weit genug, um Ruhe zu finden. So wird es für die nächsten zwei Wochen gelten. Zwei Wochen Freundschaft und doch Abstand. Zwei Wochen Menschsein.

Und damit bin ich bei der Sache. Wie oft werde ich gefragt: „Sie sind doch alter Camper. Was halten Sie vom Camping?“ Stimmt und stimmt nicht. Ich bin kein alter „Camper“. Aber seit gut vierzig Jahren bin ich mit Boot und Zelt unterwegs. Ich mache einen Unterschied zwischen Zelten und Camping.

Es läßt sich nicht leugnen: Die Welt ist klein geworden. Wo anders sollen die Millionen Raum finden als auf Campingplätzen? Und Gottseidank gibt es Plätze, auf denen ein tüchtiger Platzwart auf Ordnung hält. Und trotzdem: Es ist ein Jammer, daß man auch dort nur Teil der Masse ist.

Schön war es, als wir noch eine Handvoll „Halbirre“ waren, die draußen bei Mutter Natur zelteten. Inzwischen hat die Masse entdeckt, daß man gut tut, von Zeit zu Zeit der Großstadt zu entfliehen. Doch die rührige Industrie hat das auch entdeckt. Und sie propagiert: Hinaus in die Natur! Aber du brauchst nicht den gewohnten Luxus zu entbehren. Schau her, wir bieten dir alles: Kühlschrank und Elektroherd, Fernsehen und Spülklosett!

Auf die Gefahr hin, jetzt als altmodisch zu erscheinen: Ich mag das alles nicht. Ich habe nur eine Bitte: Habt Mitleid mit einem so rückständigen Zeitgenossen! Und wenn ihr in eurer Patent-Salon-Super-Liege „Paradies“ im Zwei-Achs-Luxus-Wohnwagen „Hawai“ das Farbfernsehen verfolgt, dann gönnt mir ein müdes Bedauern. Ich bin nun mal so anders.

Aber: Warum bin ich so? Die Frage drängt sich doch auf. Zumal einem, der sich mit Tiefenpsychologie und Verhaltensforschung befaßt hat.

Zuerst fragte ich mich: Verdrängte Schuldkomplexe? Ist das Zelten unter einfachsten Bedingungen so etwas wie eine unbewußte Sucht, dich selbst zu bestrafen? Wäre ja denkbar gewesen, nicht wahr?

Heute bin ich einen Schritt weiter, über psychoanalytische Fragestellungen hinaus. Mir hat theologisch etwas gedämmert: Ist Zelten nicht ein – Gleichnis? Ich habe hier kein Haus, in dem ich ewig leben könnte. Das Zelt, in dem ich hier hause,

kann zu jeder Stunde abgebrochen werden. Ich bin hier nicht wirklich zu Hause. Ich bin Wanderer in der Zeit; Pilger, wie meine Vorfahren sagten. Abraham wußte davon. Weil er in einem Zelt lebte. Paulus, weil er von Beruf Zeltmacher war. Wir modernen Menschen haben uns hinter soliden Mauern eingerichtet und meinen nun, hier in dieser Welt zu Hause zu sein. Und sind dann tödlich erschrocken, wenn dem nicht so ist. Zelten kann uns wieder einsichtig machen: Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Und noch eins: „Das Wort wohnte unter uns.“ Dieser Satz steht im ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums. Wenn man ihn ganz wörtlich aus dem griechischen Urtext übersetzt, heißt er: „Das Wort zeltete unter uns.“

Christus kam in unser Wanderdasein. Gott zeltete mit uns. Er baute bei uns ein Zelt auf, in der heiligen Nacht; er brach es ab, Himmelfahrt. Gott war mit uns unterwegs, im anfälligen, leicht zerstörbaren, vergänglichen Zelt.

Es lohnt sich, darüber einmal nachzudenken, wenn man im Zelt liegt und dem Winde lauscht. Zelte können predigen.

*Das Wort ward Fleisch  
und wohnte unter uns.*

*Johannes 1, 14*

# Ferien- Lektüre

Einen Nachteil hat der September: Die Tage werden merklich kürzer, gegen 19 Uhr ist es dunkel. Dank einer rührigen Campingindustrie können wir es uns trotzdem gemütlich machen. Fürs Zelt gibt es die helle Gasleuchte, den Wohnwagen kann man an die Autobatterie anschließen. Also die Liege ausgezogen, Füße hoch, und es kann mit dem Schmökern losgehen.

Mutter Moll ist zufrieden. Vater hat ihr etwas über Soraya mitgebracht. Mit Farbbildern und Exklusiv-Interview! Nun hat Vater Moll Ruhe. Genüßlich widmet er sich zunächst dem Fortsetzungsroman. Ein Frauenarzt spielt die Hauptrolle. Frauen umschwärmen ihn. Unversehens hat sich Herr Moll mit dem attraktiven Mediziner identifiziert. Worauf es dem tiefenpsychologisch geschulten Autor ankam! Eben läßt sich die verführerische Blonde auf dem Untersuchungstisch nieder, da ist Schluß. Fortsetzung folgt! Schade, erst nächste Woche.

Herr Moll blättert weiter. Anzeigen: Weiße Segel, blauer Himmel, Palmen, Düsenclipper, fesche Stewardessen – Hauch der weiten Welt. So erfolgreich sind Männer, die – rauchen!

„Paps, hast du was für mich?“ Moll fährt hoch. Gabi steht wippend vor ihm, lange Beine, kurzes Röckchen. Siebzehn Jahre und sieht aus wie – Ach so, was zum Lesen! Auf dem Klappregal liegt, was Herr Moll bei Kuhlmanns „abstaubte“, die gestern heimfuhren.

„Twen“ ist was für Gaby, auch wenn sie noch nicht zwanzig ist. Und „Es“. Moll zögert nur einen Augenblick, dann drückt er ihr auch den „Playboy“ in die Hand. Diese jungen Leute sind ja viel weiter als wir damals. Und denken viel sachlicher. Gaby schiebt zufrieden ab. Moll blickt argwöhnisch auf den „Landser“. Solche Schmöcker liest also Kuhlmanns Heinz? Moll fängt an zu blättern. Fallschirmspringer über Kreta: „Wenn die Tommys kommen, dann rotze ich ihnen den Laden voll.“ Der bullige Obergefreite grinst. „Halte nur richtig die Spritze hin und huste dazwischen!“ Moll ist bedient. Immerhin weiß er jetzt, woher Kuhlmanns Heinz seine herzhaften Ausdrücke bezog. Nur um des Studiums willen liest Moll den „Landser“ weiter. Am Ende hat er den Eindruck: Sehr realistisch.

Und Western las der Heinz auch? „Jonny kannte kein Erbarmen.“ Auf der Titelseite prescht Jonny über die Prärie. Jetzt weiß Moll auch, woher Heinz seine modischen Einfälle bezog: Dr. Schlauchs Gesundheitshosen mit Messingnieten und blauen Fransen! Jonnys Ausdrücke sind rau: „Pumpe ihm den Bauch voll Blei!“ Doch am Ende siegt das Gute. Was will man mehr?

Wie ich Herrn Moll da lesend in seinem Wohnwagen sehe, fällt mir ein anderer ein; einer, der auch im Wagen saß und las. Das war so um das Jahr 35 nach Christi Geburt. Er hatte eine strapaziöse Reise hinter sich: von Äthiopien den Nil hinunter und dann vom Land der Pharaonen die Küstenstraße entlang nach Palästina. Er hatte alle Mühen auf sich genommen, um sich den einen Herzenswunsch zu erfüllen: Jerusalem! Jetzt war die Sehnsucht erfüllt. Er hatte auf dem weiten Tempelhof gestanden, dort, wo Salomo die Königin aus Saba begrüßt hatte. Tausend

Jahre war das her! Doch Jerusalem war noch immer die hochgebaute Stadt. Jetzt war er auf der Heimreise. Ode Berge rechts und links, weißes Gestein wie gebleichte Knochen, hier und da ein staubbedeckter Dornbusch. Langweilige Fahrt.

„Lies mir vor!“ Der Schreiber hockt sich ihm zu Füßen. Der Wagen rüttelt auf holpriger Straße. Der Schreiber hat Mühe, die Buchrolle still zu halten und die tanzenden Buchstaben zu entziffern. „Er ist wie ein Schaf zur Schlachtung geführt . . .“ Wer? Und warum? Wozu?

Ein Fremder läuft neben dem Wagen her, fragt keck: „Verstehst du, was du liest?“ Ein wenig vorlaut, der Bursche; eine Spur zu dreist. Immerhin, er scheint das Buch dieses Jesaja zu kennen. „Du kannst mir das Rätsel lösen? Herauf mit dir!“

Ein seltsames Paar dort auf dem Wagen: ein Finanzminister aus dem Äthiopierreich und ein Jünger Jesu. Erste ökumenische Begegnung auf der Straße, die ins zerstörte Gaza führt. Apostelgeschichte 8 berichtet davon. Als die beiden sich trennen, meldet der Chronist sachlich: Er aber – der Äthiopier – zog fröhlich seine Straße. Mit der Lektüre hatte es angefangen. Das Gespräch hatte den Prozeß vollendet. Er zog fröhlich seine Straße.

Ob auch Herr Moll, wenn er die Heimreise antritt, fröhlich seine Straße zieht? Vielleicht zieht er maulend heimwärts? Weil es nun wieder in die Tretmühle geht. Weil er, als er Zeit hatte, nur Spreu las und im Gespräch leeres Stroh drosch.

Der Kämmerer aus dem Mohrenland hatte sich eine ausgefallene Reiselektüre erwählt: Jesaja, einen – Propheten! Aber gerade dadurch traf er seinen Philippus. Und gerade dadurch zog er fröhlich seine Straße.

Eigentlich schade, daß Herr Moll bei seiner Reiselektüre ein Buch übersah. Auch er könnte, wenn er es gelesen hätte, fröhlich seine Straße ziehen.



# Urlaubs- grüße

Alles muß heute rationell sein: Fabrik und Büro, Miststapler und Plattenspieler, Hotel und Krankenhaus. Rationell wird geliebt und beerdigt.

Ich habe eine Schwäche für die rationelle Welle. Sie imponiert mir durch ihre Schlichtheit. Ein zarter Druck auf einen Knopf, und schon erfüllen sich die Wünsche. Des Menschen Schwachheit wird zur Stärke. Die rationelle Welle versachlicht die zwischenmenschlichen Beziehungen. Sie schaltet das Herz auf Schongang und die Liebe auf Sparflamme.

Einer meiner Bekannten – ich führe ihn unter HS 0023 – leidet an einer alten Kriegsverletzung. Er beantragte eine Kur und wurde zur Untersuchung geladen. Das Institut blitzte vor Sterilität. Zunächst wurde er registriert und verkartet, dann nach genauer Vorprogrammierung durch die einzelnen Stationen geschleust. Nach zwei Stunden hatte er alles hinter sich. Vom schütterten Scheitel bis zur Ballenschwiele war er rationell getestet. Einem Arzt war er nicht begegnet. Über Tonband wurde er informiert: „Ein Ärzteteam wertet jetzt Ihre auf der Lochkarte registrierten Daten aus.“ Es hatte ihn fasziniert. Lochkarte! Man denke: Löcher – also ein Nichts – sagen etwas aus. So einfach ist das, so rationell. Und alles in knapp zwei Stunden.

Wie schön, daß die rationelle Welle endlich auch den Urlaub erobert. Mit Grauen denke ich daran, wie lästig früher die Grüße aus dem Urlaub fielen. Von Tag zu Tag schob man sie vor sich her. Endlich, am letzten Urlaubstag, setzte man sich hin und schrieb. An Tante Ida und Onkel Theo, an den Chef und an die Meiers von nebenan. Es war ein Schlauch. Die ganze Erholung war zum Teufel.

Jetzt gibt es drüben im Kiosk die rationellen Kartengrüße. Im Vierfarbendruck die Dünen und der Badestrand. Eine Badenixe im Minibikini. Das ist psychologisch gekonnt. Das weckt Wünsche.

Und dann der vorgedruckte Text! Bin gut hier angekommen. Wetter: . . . Verpflegung: . . . Gesellschaft: . . . Stimmung: . . . Am Ende, auch schon vorgedrukt: Herzliche Grüße . . .

Wie rationell und wie persönlich! Wo die Pünktchen stehen, braucht man nur noch Zahlen hinzusetzen. Wetter: 2/3, Unterkunft: 2, Gesellschaft: 1a! Das Ausrufezeichen an rechter Stelle, das gibt die Würze! Es läßt denen daheim das Wasser im Munde zusammenlaufen. Gesellschaft: 1a! Bitte: Welche Vorstellungen weckt das bei Ihnen? Aha, sehen Sie?

Ich habe mir für den bevorstehenden Urlaub 100 dieser rationellen Kartengrüße kommen lassen. 50 Stück habe ich bereits ausgefüllt. Wetter immer 2/3, Unterkunft 2, Gesellschaft 1a. Wer kontrolliert das schon? Nächstes Jahr werde ich das im Abzugsverfahren machen. Kann man die zwischenmenschlichen Beziehungen noch stärker rationalisieren?

Es geht doch nichts über jumen tatsch <sup>1</sup>!

Kauft Simplis kondensierte Einheitsgrüße, Zeitgenossen!

<sup>1</sup> human touch!

# Wildwasser- fahrt

Ich bin noch immer ein wenig unsicher auf den Beinen. Ich kann darum die besorgten Blicke meiner Söhne verstehen. Es ist ja erst drei Monate her, daß es für mich ums Leben ging. Die Niere mußte heraus. Es war sehr ernst.

Jetzt ist die Wunde verheilt, ich habe mich sorgfältig „aufgebaut“, der Arzt hat keine Bedenken mehr.

Endlich habe ich die Beine im Boot untergebracht. Der Große hilft mir die Spritzdecke festmachen. Dieter reicht mir das Paddel.

Vorsichtig halte ich zur Flußmitte. Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie die Herren Söhne meine Bewegungen aufmerksam verfolgen. Jetzt steigen sie selber ein und legen ab.

Mit jedem Paddelzug fühle ich mich sicherer. Das Gefühl für das Boot stellt sich wieder ein, ich brauche mich nicht angestrengt zu konzentrieren. Vorsichtig stütze ich nach links ab, dann – schon etwas mutiger – nach rechts. Es geht!

Und plötzlich habe ich das Paddel losgelassen und die Hände auf der Spritzdecke gefaltet. „Herr, mein Gott, ich danke dir! Daß ich wieder den Wind in den Haaren und das Wasser auf den Händen fühle! Daß ich die Sonne sehe und das Lachen der Freunde höre! Herr, ich danke dir!“

Als ich wieder nach dem Paddel fasse, streife ich mit raschem Blick die Jungen. Sie tun, als hätten sie nichts bemerkt. Doch hinter ihren Augen entdecke ich ein stilles Einverständnis.

Wieder drei Monate später: Wir sind in Südfrankreich. Schon als wir die Ardèche fahren, spürte ich: Du lebst jetzt anders als zuvor. Es sind die altvertrauten Schluchten, die wir durchfahren. Doch mir ist, als sähe ich sie zum erstenmal. Lebe ich jetzt bewußter? Weil ich an der Grenze war? Weil ich jetzt weiß, daß jeder neue Tag ein neues Geschenk Gottes ist?

Jetzt, ein halbes Jahr danach, begreife ich, daß ich damals viel gelernt habe.

Auch dafür will ich danken. Und ich will diesen Tag, der da eben über die Berge steigt, aus Gottes Händen nehmen und auskosten.

Zwei Tage hat es in Strömen gegossen. Heute strahlt in klarem Blau der Morgenhimmel.

Da erscheint Mademoiselle. „Ich weiß etwas Schönes für euch.“ Sie schnalzt mit der Zunge. „La Beaume, messieurs!“ und setzt hinzu: „Très jolie!“ Rasches Frage- und Antwortspiel: Landschaft, Wasser, Schwierigkeitsgrad? Dann wissen wir's: Durchweg Wildwasser III, mit ein paar Viererstellen. Uns hält nichts mehr.

Los geht's. Serpentina hinauf und hinab, auf einer alten Steinbrücke queren wir die Ardèche. Und dann: „C'est la Beaume!“ Wir recken die Häse. Was für ein Wasser! Siegfried pfeift durch die Zähne. Ja, die Stelle dort hat es in sich: Ein Baum unter Wasser, nur ein Astende peitscht über den Schaum. Mir ist, als wenn ich etwas ahne.

Eine halbe Stunde später stoßen wir ab. Das Wasser ist eisig. Gut, daß wir unsere

Naßbiber anzogen. Das Anziehen des Neopren-Anzugs ist zwar allemal eine Prozedur, aber steckt man erst drin, dann mag kommen, was will.

Es kommt, was will! Ein Schrägschwall von rechts, dann eine Felsrutsche nach links. Natürlich genau auf einen überfluteten Busch zu. Bis zur Halskrause sitze ich im Gischt. Drüben spuckt es mich bis zur halben Bootslänge in die Luft. Habe ich gebrüllt vor Freude?

Immer schneller wird die Strömung. Mann, ist das da vorn nicht die Stelle –? Sie ist es! Ich bekomme von unten einen Schlag unter das Boot, will nach rechts abstützen. Das Paddel bleibt unter Wasser hängen. Der Ast, den ich von der Straße aus sah! Gute Nacht, Marie! Im Umschlagen denke ich noch: Raus aus dem Kahn! Bleibst du unter Wasser in den Ästen hängen, dann ist Feierabend!

Habe das Boot unterm Arm, das Paddel in der andern Hand. Prrr, ist das kalt oben, wo der Scheitel sacht sich lichtet! Doch der Biber hält mich warm. Meine Herren, habe ich eine Fahrt! Wie weit geht das denn so? Ich taste mit den Füßen, kein Grund. Hallo, da kommt eine Brücke. Wo eine Brücke ist, bildet sich meist auch Kehrwasser. Da links! Ich gebe dem Kajak einen Stoß, feure das Paddel hinterher.

Ich erwische einen Felsen, ziehe mich hinauf, blicke zurück. Da oben zappelt noch immer der Ast. Es sind gut dreihundert Meter bis dorthin. Siegfried hat schon mein Paddel gefischt. Und da sind Mademoiselle und Monsieur. Sie bringen mein Boot, drücken es in eine Bucht. Über die Felsen klettere ich hin. Schwapp! Ich springe in den Bach, das Boot auszuleeren. Klatsch! macht es am andern Ende. Mademoiselle ist ausgestiegen, mir zu helfen. Herzlichen Dank! Es kommt nicht oft vor, daß eine Dame einem hilft. So etwas muß man genießen.

Weiter! Jetzt wird's erst richtig lustig. Ein raffiniertes Naturwehr, dahinter eine Walze. Nun geht es durch eine Klamm, aus der man zwei Meter tiefer nach links in ein Loch gespuckt wird. Hoppla! Das Boot kantet hoch, aber mein Paddelblatt liegt fest auf dem abfließenden Unterwasser. Nun schwinde ich ins Kehrwasser, um Luft zu schnappen.

Ein Paddel treibt da? Sieh an, Pierre ist in der Schraubenwalze gekentert. Siegfried zieht sein Boot drüben an Land. Ich erwische das Paddel, werfe es Pierre zu.

Ein Stück weiter wird ein Kamerad von einem Busch aus dem Boot gekämmt. Es kostet harte Arbeit, bis wir das Boot endlich aus den Ästen befreit haben. In Schußfahrt geht es über eine Rutsche, dahinter vor einer Felswand ein Prall, daß man beizeiten die Luft anhält. Wasser überall, oben, unten, rechts und links. Die Welt besteht nur noch aus Schaum. Schon wird die Luft mir knapp, da wird es hell. Licht, Sonne, Luft, Luft –

Eine Brücke? Und hoch oben unser Bus? Mann, wir sind schon am Ziel! Ganz plötzlich schmerzen meine Muskeln. Müdigkeit überfällt mich.

Mit Hallo ziehen sie unsere Boote aufs Ufer. Ich taumele, spüre, wie die Knie weich sind. Einer haut mir auf die Schulter. „Mann, hattet ihr ein Tempo drauf! Sind mit dem Bus kaum mitgekommen!“ Er tippt auf die Armbanduhr. „In knapp

einer Stunde habt ihr die achtzehn Kilometer geschafft.“ Und dabei hatten wir vier Kenterungen, die Zeit kosten. Welche Strömung!  
Abends am Lagerfeuer gibt es Kenterwein. Doch das erste Glas bringe ich nicht den Freunden dar. Als ich es hebe, glüht es auf im Schein des Lagerfeuers. Mir ist, als hielte ich einen andern Kelch in der Hand; einen, den er mir gereicht hat.  
Und wenn du mich damals über die Grenze hinausgeführt hättest – deine Hand hielte mich auch da! Ich hebe das Glas, bis ich durch den Wein die Flammen sehe.  
Und ich danke.

*Alle Züchtigung aber,  
wenn sie da ist, dünkt  
uns nicht Freude, sondern  
Traurigkeit zu sein; aber  
danach wird sie geben  
eine friedsame Frucht . . .*

*Hebräer 12, 11*

# Der falsche Dreh

Im Club hängt ein ausgedientes Steuerrad. Der Schiffer gab dem Schleppkahn auf dem Rhein den Kurs mit diesem Rade. Jetzt ist es so an der Wand befestigt, daß es noch immer drehbar ist. Taucht ein Neuer im Club auf, so wird es ihm vorgeführt. Das Besondere? „Lesen Sie bitte mal mit!“ Langsam wird das Rad gedreht. Der Neue buchstabiert die geschnittene Schrift, die rund um das Rad läuft: „bete und ar –“ Nein, weiter geht es nicht. Wird weitergedreht, dann liest man: „bete und ar – bete und ar – bete und –“

Nun mal ein bißchen schneller! Der Neue hat begriffen. Es war ja nicht schwer. Schneller also: –„ und arbete und arbete und arbete!“ Tempo, Tempo!

Sehr sinnig, nicht wahr? So ist doch das Leben? Am Anfang, da hat der eine oder andere noch gebetet. Dann fraß ihn die Arbeit. Heute liest sich sein Leben nur noch: „– und arbete und arbete!“

Hört er mal mit dem Drehen auf, dann bleibt das Rad nicht auf „bete“ stehen, sondern auf dem freien Zwischenraum. Mach mal Pause!

Mehr nicht? Arbete und arbete: Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag. Mach mal Pause: Sonnabend, Sonntag. Etwas verpustet? Na, dann ran mit neuem Schwung: Arbete, arbete, arbete.

Mehr nicht? Mehr nicht.

Bis dann eines Tages die Frage aufsteht: Was soll dieser Unfug? Immer wieder derselbe Dreh? Immer nur im Kreise laufen? Bis dieser Kreislauf in einem Kollaps zusammenbricht? Nonsens! Blanker Irrsinn.

Und eine Erinnerung steigt herauf: Sisyphus! Natürlich, so war es: Die Götter haben ihn dazu verurteilt, unablässig einen Felsblock den Berg hinaufzuwälzen. Hat Sisyphus den Gipfel erreicht, so entgleitet ihm der Stein, rollt wieder in die Tiefe. Einmal, zweimal, hundertmal, immer, immer wieder.

Bewundernswert, dieser Sisyphus. Wie er ohne Klage hinuntersteigt, immer wieder aufs neue den Felsblock packt, sich mit der Schulter gegen ihn stemmt, ihn ächzend wälzt, den Hang hinauf, immer wieder. Und ganz sicher weiß er: Hast du ihn oben, rollt er doch zurück! Immer wieder. Ganz bestimmt.

Eigentlich ist dieser Fleiß, diese Ausdauer, dieser Trotz ganz sinnlos. Was soll's? Da oben ist das Ziel. Doch wenn ich es erreiche, fängt die Qual von vorne an: „arbete und arbete und arbete . . .“





# Und der richtige Dreh

Es kommt auf die Betonung an. Das „bete“ darf nicht untergehen im kreisenden Schwung des Rades. Ich habe über diesen Sisyphus nachgedacht. Er ist typisch für den nichtchristlichen Menschen. Er tut seine Pflicht. Sie ist ihm verhängt von den Göttern. Meutern ist nicht möglich. Man ist dem Oben ausgeliefert.

Kann ich mir Paulus so vorstellen? Wie er den Fels da den Hang hinaufwälzt? Ihm mit leeren Augen nachschaut, wenn er zurückrollt? Wie er, ohne den Kopf zu schütteln, wieder hinuntergeht, nicht einmal Schmerz auf dem Gesicht? Wie er ergeben abermals zupackt, wälzt und stemmt? Immer, immer wieder?

Ich kann mir Paulus so nicht vorstellen. Auch Augustinus nicht, auch nicht Martin Luther.

Wie denn? Was hätten sie getan in dieser nun wirklich verdammten Lage? Paulus hat aufgeschrien: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?“ Und er hat die Antwort gewußt: „Christus!“ Christus, der Sieg über die Verdammung. Christus, der Sieg über die Hölle. Paulus hat das gewußt. Und Augustinus. Und Bruder Martin.

Und ich weiß es auch.

Das Rad dreht sich: Montag, Dienstag, Mittwoch undsoweiter. Das kann ich nicht verhindern. Aber daß dies Wörtchen „bete“ von dem „arbete“ gefressen wird – das will ich verhindern.

Ich bin sicher: Dann schaffe ich den Stein. Weil ein anderer mit zupackt und ihn schon weggewälzt hat. Darum komme auch ich ans Ziel.

# Vorfahrt in die Hölle

Reifen heulen jaulend auf. Kreischend reißt Metall, klirrend splittert Glas. Und dann ist es still, unheimlich still.

Menschen stehen erstarrt. Ein Polizist stürzt herbei, Minuten später jagt mit heulendem Martinshorn der Unfallwagen heran.

Wir alle kennen das. Wir haben es zu oft erlebt.

Wir kennen auch das, was nachher kommt. „Der VW hatte Vorfahrt.“ „Nein, der Opel! Der kam von rechts und –“ „Unsinn! Das hier ist die Hauptstraße. Sehen Sie nicht das Vorfahrtsschild da hinten?“ Monate später der Prozeß. Und wieder, immer noch, die Frage: Wer hatte Vorfahrt? Der die Vorfahrt hatte, liegt längst unter der Erde. Einer, der hinter ihm saß, humpelt auf Krücken in den Zeugenstand. Von den Zuschauerbänken kommt von Zeit zu Zeit ein unterdrücktes Schluchzen. Eine Frau sitzt dort, schwarz verschleiert.

Wer war im Recht? Das ist die laute, die vordergründige Frage. Hinter ihr steht eine andere: War es ein Unglück? War es die Folge einer Verkettung unvorhergesehener Umstände? Lag es am Versagen eines technischen Teils, unvermeidlich und unberechenbar? Oder war es menschliche Schuld? Weil einer – oder vielleicht gar beide Fahrer – auf ihrem vermeintlichen Recht bestanden? „Ich habe Vorfahrt! Also trete ich durch, und wenn du dran glauben mußt!“

Verhängnis oder Schuld? Eine ernste Frage, die uns alle angeht. Besonders jetzt, da es uns wieder aus den Städten ins Freie treibt. Alle suchen Ruhe und Entspannung. Viele finden sich im Krankenhaus wieder. Als Opfer ihres Leichtsinns oder durch fremde Schuld.

Mit einem Wippen unseres Fußes entfesseln wir hundert Pferdestärken. Doch haben wir uns selber in der Gewalt? Reicht mein Gewissen bis in die Fußspitze?

Ich sitze oft als Gast in fremden Wagen. Maskottchen baumeln an der Scheibe, meist gerade da, wo man eigentlich freie Sicht haben müßte. Aus Erfahrung weiß ich, daß Reden nichts nützt. Ohne dies Gebammel fühlt der Fahrer sich verunsichert.

Doch neulich traf ich es anders. Am Armaturenbrett ein Schildchen: „Du sollst nicht töten!“ Rechts vor dem Lenkrad war es angebracht. Der Fahrer hatte es immer vor Augen.

Dies Schildchen verriet mir, daß ich neben einem Mann saß, der noch wußte, was Verantwortung heißt. Ich habe ihn, während er mich zu meinem Vortrag kutscherte, sehr genau beobachtet. Und ich darf sagen: Er fuhr, wie es das fünfte Gebot befiehlt: Du sollst nicht töten!



RENNDIENST

FED

Ein Ritter der Landstraße! Ritter! Das Wort beschwört ein Bild herauf: Unter schimmernder Sturmhaube blickt klar und fest ein Mannsgesicht. Was macht den Mann zum Ritter? Wilder Trotz? Unbändiger Erobererwille? Etwas anderes, etwas ganz anderes: Umsorgen und behüten! Beschirmen und beschützen: Das sind die ritterlichen Tugenden.

Die Zeiten haben sich geändert. Wir schwingen uns nicht mehr aufs Streitroß. Wir setzen uns hinter das Lenkrad. Der Wagen zittert vor verhaltener Kraft. Wir geben ihm nicht die Sporen. Wir kitzeln nur das Gaspedal. Wie gesagt, die Zeiten haben sich geändert. Geblieben aber ist der Mensch. Geblieben sind Frauen und Kinder, Alte und Schwache. Geblieben ist der Nächste. Und geblieben ist auch das Gebot: Du sollst nicht töten!

Unfälle wird es immer geben. Es gab sie in der Frühsteinzeit. Es gab sie in der Zeit der Ritter. Es wird sie geben, solange es Menschen gibt. Trotz aller Technik und trotz allen Fortschritts.

Aber die Verbrechen der Straße! Ihnen wollen wir den Kampf ansagen. Es wird kein leichter Kampf sein. Denn es ist ein Kampf gegen das liebe Ich. Es ist der Kampf gegen das in uns allen schlummernde Raubrittertum. „Spieß voran, drauf und dran!“

Bestehen? Ritterlich und in Ehren bestehen? Wir können es nur, wenn uns wichtiger als der Tachometer das göttliche Gebot ist: „Du sollst nicht töten!“

*Dies Gebot haben wir  
von ihm, daß, wer Gott  
liebt, daß er auch seinen  
Bruder liebe.*

*1. Johannes 4, 21*

*Du sollst nicht töten.*

*2. Mose 20, 13*



# Schöpferische Pause

„Immer hat er gearbeitet, nie eine ruhige Minute sich gegönnt!“ Die verweinte Frau zuckt die Schultern. „Und nun –“ Der Rest des Satzes erstickt in Schluchzen.

Wie oft höre ich das! Als Lob über einen, dem nun der Tod den Spaten aus der erstarrten Hand genommen hat; als Entschuldigung, daß der Verstorbene bei Lebzeiten nie Zeit hatte, nicht einmal am Sonntagvormittag.

Es soll ein Lob sein. Und es ist doch nur Verzweiflung! Oder würde es Sie trösten, wenn auf Ihrem Grabstein der billige Spruch stünde: „Nur Arbeit war sein Leben“? Gelebt, um zu arbeiten!

Wenn nur Arbeit der Sinn unseres Lebens wäre, dann stünde es schlimm um uns. Dann wären wir nur Fronknechte, Arbeitsbienen, die nur einen Instinkt haben: Sammeln und Eintragen! Vom Duft der Blüten, vom Glanz der Sonne und vom Zauber des samtblauen Himmels nehmen sie nichts wahr. Sie haben keine Zeit dafür. Rastlos fliegen sie aus und ein, mühen sich ab von früh bis spät, und eines Tages, wenn die Kräfte versagen, sinken sie verbraucht zu Boden, um zwischen totem Laub oder moderndem Holz ihr armseliges bißchen Leben auszuhauchen. Nur Arbeit war ihr Leben.

Steht es so mit uns? Kein Zweifel: Es steht gerade so mit vielen Menschen unserer Zeit. Immerhin, ich glaube nicht, daß nur der Erwerbssinn hinter dieser Arbeitswut steckt. Wenn es so wäre, dann wäre der Kampf der Gewerkschaften für die Fünftagewoche ein Nonsens. Aber, wie schon gesagt, ich glaube nicht, daß nur die Profitgier dahintersteckt. Gewiß, sie spricht mit, aber die eigentliche Triebfeder liegt tiefer.

Ist nicht auch Ihnen schon aufgefallen, daß dieses „Bekenntnis zur Arbeit“ sich fast wie ein Glaubensbekenntnis anhört? Arbeit als Lebensinhalt? Das wird so ideologisch beladen proklamiert, als handle es sich um ein echtes Glaubensbekenntnis. Der Mensch, der das Beten zu Gott verlernt hat, betet die Arbeit an. Der Mensch, der Gott nicht mehr kennt, vergöttert die Arbeit. Der Arbeitsrausch ist die moderne Form der selbstgewählten Askese.

Der Mensch, der vorgibt, nur der Arbeit und der stillen Pflichterfüllung zu leben, ist ein seelenloser Automat, ein Roboter, der wohl viel an „Leistung“ darbieten kann; aber diese Leistungen sind tot. Sie sind glänzende Glasperlen.

Ganz anders der Mensch, der mitten im lauten Getriebe des Tages auch die nun wirklich „schöpferische“ Pause kennt. Er hat über sich selber nachgedacht. Er weiß, wer er ist und daß er tiefere Aufgaben hat, als nur ein gewaltiges Arbeitspensum zu bewältigen. Er ist nicht mehr Roboter, er ist lebendige Seele. Darum kann er dem andern etwas sein.

Nur Arbeit war sein Leben? – Wir leben nicht, um zu arbeiten. Wir arbeiten, damit wir leben.

Dann können wir uns verschenken – nicht an die Arbeit, daß sie uns fresse, sondern an den Menschen, daß er durch uns lebe.



# Was Liebe ist

Was Liebe ist, das weiß im Grunde jeder: Daß ein Mensch für mich da ist. Ganz für mich! Und daß ich für einen anderen Menschen da bin. Ganz für ihn, ganz. Die Bibel hat das „so richtig schön altmodisch“ dargestellt. Gott sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ Wer mal eine Trauung miterlebt hat, kennt den Spruch. Er erinnert sich, wie es in der Bibel dann weitergeht: Daß Gott aus einer Rippe Adams die Eva erschafft. Wie Adam erstaunt ausruft: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch!“ Und wer auch nur eine Spur natürlichen Empfindens bewahrt hat, fühlt: Hier hat ein Dichter ausgesprochen, was Liebe ist! Zwei Menschen sind füreinander bestimmt. Gehilfen! Ein Fleisch! Fürs ganze Leben!

Liebe heißt: füreinander dasein, einander treu sein, einander helfen.

In diese Liebe, in dieses Füreinander ist auch unser Leben als Mann und Frau eingebettet. Sex ist ein Stück des gelebten Füreinander.

Paulus, den man so oft als Sexmuffel hinstellt, hat etwas von Liebe begriffen. Ich zitiere ihn nach einer modernen Übersetzung: „Der Mann soll seine Frau leiblich liebhaben, wenn sie es möchte. Und die Frau ihren Mann, wenn er sie bittet. Der Leib der Frau gehört ja nicht ihr, sondern dem Mann, der sie liebhat. Der Leib des Mannes gehört nicht ihm und seinem Trieb, sondern der Frau, die er liebt. Es ist nicht gut, wenn sich eins dem andern entzieht, es sei denn, sie möchten beide verzichten, um eine Zeitlang frei zu sein für die Stille mit Gott. Dann aber sollen sie wieder zusammenkommen, denn der Teufel wartet nur auf die Gelegenheit, den einen vom andern wegzuziehen.“

Liebe achtet auch im Sexuellen den Gefährten als Menschen. Er ist mir Gehilfe. Nicht nur in den sexuellen Spielen. Auch in den Freuden und Sorgen des Alltags. Seine Probleme sind meine Probleme. Wir sind ein Fleisch. Unsere leibliche Gemeinschaft ist der Ausdruck unserer menschlichen Gemeinsamkeit. Wir sind ein Fleisch, ein Herz und eine Seele.

*Und Gott sprach: Es ist  
nicht gut, daß der Mensch  
allein sei; ich will ihm eine  
Gehilfin machen, die um  
ihn sei.*

*1. Mose 2, 18*



# Das fleißige Lieschen

Von meinem Wohnzimmer aus blicke ich auf ein Bürohaus. Um 17 Uhr ist da Schluß. So gegen 17.15 Uhr, wenn ich heimkomme, rücken da drüben die letzten ab. Bis auf eine. Wir wissen nicht, wie die heißt. Meine Frau hat sie „das fleißige Lieschen“ getauft. Lieschen arbeitet, wenn wir zu Abend essen. Lieschen tippt, während ich mein Bierchen pichle. Manchmal tippt Lieschen noch, wenn ich mit unserem Dackel die Abendrunde drehe. Bei dieser Gelegenheit habe ich Lieschen mal aus der Nähe gesehen. Ein nettes, junges Mädchen. Gute Figur, graziöse Bewegungen, elegant und mit Geschmack gekleidet. Keine ausgesprochene Schönheit, aber apart und ansprechend.

Der Pförtner verriet es uns: Sie macht Überstunden, weil die vom Chef doppelt bezahlt werden. Na und? Was macht Lieschen eigentlich mit dem Geld? Sie hat ja gar keine Zeit, es sinnvoll auszugeben. Nicht mal für einen Freund reicht ihre Zeit. Spart sie für später? Für die Jahre, in denen sie keine Überstunden mehr leisten kann? Lieschen ist – bei all ihrer Tüchtigkeit – dumm. Der Chef nutzt sie aus. Und sie läßt sich ausnutzen, merkt gar nicht, daß der Appell an ihre Tüchtigkeit Ausbeutung bedeutet. Zehn Jahre weiter ist Lieschen verbraucht. Dann wird sie höflich hinauskomplimentiert: „Sie kennen ja die Grundsätze unseres Hauses: Angestellte über 30 . . .“ Der Dank ist ein Fußtritt.

Kennen auch Sie so ein „Lieschen“? Aber natürlich, Sie haben recht: Nur die Leistung gilt! Der Mensch ist, was er leistet. Leistet er nichts, dann ist er nichts. Drum schlägt den Menschen über den Leisten der Leistung! Ihr schlägt ihn damit tot.

Lieschen fährt einen flotten Wagen. Der ist ihre einzige Freude. Die andern, die da arbeiten, fahren auch schnittige Wagen. Es sind durchweg junge Leute. Den Chef schätze ich auf 40. Werden die da drüben nicht älter? Falls doch, wo bleiben sie dann?

Neulich las ich eine Arbeitslosenstatistik. Interessant: Die Arbeitskräfte, denen keine Stellung vermittelt werden kann, sind die Angestellten fortgeschrittenen Alters, die, als sie auf der Höhe ihrer Leistungskraft waren, rasant verdienten. Wie Lieschen. Dann läßt die „Leistung“ nach. Vielleicht ist es gar nicht mal an dem. Vielleicht merkt man nur, daß man ausgenutzt wird. Aber das genügt. Alt-eisen!

Es lohnt sich, darüber nachzudenken: Warum wird Leistung heute so gerühmt? Zahlt sich die Leistung wirklich aus? Für wen? Macht Leistung den Menschen aus?



# Niederlage und Sieg. Statt einer Antwort eine Erinnerung:

Die Sonne steht schon tief. Doch über dem Spielfeld klebt die Hitze. Die Zuschauer löschen den Durst mit Bier. Die Spieler jagen mit hängender Zunge dem Ball nach.

Sie kämpfen verbissen. Es steht – zehn Minuten vor dem regulären Schluß – 2:2. Und es geht um den Aufstieg in die Bundesliga! Wer jetzt ein Tor schießt, wird künftig kassieren.

„Tor! Tor!“ Die Fans des Ortsvereins überschlagen sich im Freudentaumel. „Abseits!“ brüllen die Schlachtenbummler der Auswärtigen. Richtig, ehe der Ball im Netz zappelte, kam der Pfiff des Schiedsrichters.

Die Spieler auf dem Feld nehmen die Entscheidung des Schiri mit Fassung hin. Der rechte Verteidiger legt sich den Ball für den Freistoß zurecht und läuft an. Aber das Publikum! „Schiedsrichter ans Telefon!“ Pfeifen und Grölen. Bierflaschen zerspringen auf der Aschenbahn. Der Teufel ist los.

Zwei Minuten vor Schluß schießen die Gäste das Siegestor. „Schiebung!“ heulen die Fans. Und als der Schiedsrichter abpfeift, da stürmen sie den Platz. Nur mit Mühe kann sich der Schiedsrichter in die Kabinen retten.

Muß das so sein? Sind die Punkte, der Aufstieg, die „Ehre“ so wichtig? Gilt im Sport die Parole „Sieg um jeden Preis“?

Es mag Ende der zwanziger Jahre gewesen sein. Tennisfinale auf dem Centre-Court in Wimbledon. Matchball im dritten Satz. Gewinnt der Führende den nächsten Ball, dann hat er Satz und Sieg.

Endloser Ballwechsel. Jetzt schmettert der Gegner – ins Aus!

Der Schiedsrichter verkündet: „Aus!“ Das bedeutet: Das Spiel ist entschieden. Schon heben die Zuschauer die Hände zum Beifall, da schwingt sich durch das Schweigen des Siegers Stimme:

„Touched!“ Er zeigt auf die Kante seines Schlägers.

Man hört ein hundertfältiges Atmen. Und dann bricht ein Beifall los, wie ihn Wimbledon noch nie erlebt hat. Die sportlich denkenden Fans von Wimbledon haben begriffen: „Berührt!“ Keiner der vielen Zuschauer hat es gesehen, auch der Schiedsrichter nicht. Aber der Spieler da, dem eben der Sieg zufallen sollte, hat die Berührung gespürt. Er weiß: Der Ball hat meinen Schläger touchiert!

Und er sagt es! Er gibt der Wahrheit die Ehre: Berührt! Und damit zählt der Punkt für den Gegner.

Einstand also 40:40. Das Spiel geht weiter. Am Ende hat der andere gewonnen.

Der andere? Nein, der Sport hatte gewonnen! Weil einem echten Sportsmann die Ehrlichkeit höher stand als der Sieg.

Ich weiß nicht mehr, wer dieser echte Sportsmann damals war. War es Gottfried von Cramm? Oder Cochet? Es ist ja auch im Grunde egal. Der Name ist nicht so wichtig. Wichtig ist, daß Sport Spiel bleibt. Wichtig ist, daß er nicht blutiger Ernst wird.



# Nicht genormt

Schon nach drei Tagen hatten sie ihn. Dabei trug er bei dem Raubüberfall eine Maske. Mantel und Hut hatte er gleich nach der Tat fortgeworfen. Der Wagen, in dem er bei der Sparkasse vorfuhr, war gestohlen. Trotzdem wußte die Kripo schon vier Stunden später, wer den Überfall durchgeführt hatte. Am dritten Tage wurde er verhaftet. Weil sich an der Schwingtür der Sparkasse sein Daumenabdruck gefunden hatte!

Eine merkwürdige Sache. Da gibt es annähernd drei Milliarden Menschen. Doch es gibt unter ihnen nicht zwei, deren Fingerabdrücke sich völlig gleichen. Selbst die Hautlinien von Zwillingen weisen Unterschiede auf.

Wenn es sich dabei nur um die Fingerabdrücke handelte! Es handelt sich tatsächlich um den ganzen Menschen.

Jeder von uns ist ein Original, ein Unikum, ein Individuum. Auf deutsch: etwas Ursprüngliches, etwas Einmaliges, eine unteilbare Ganzheit, eben – ein Mensch. Es tut uns gut, wenn wir uns daran erinnern lassen. Wir leben ja in einer Zeit, in der man alles normt. Rationelle Produktion erfordert eben weitgehende Normung. Fließband und Automation, Ersatzteillieferung und Austauschbarkeit schreien nach Normierung.

Nur der Mensch ist nicht genormt. Obwohl es an Versuchen in dieser Richtung nicht fehlt. Gewiß, „man“ wird empfangen, im Mutterleib getragen und geboren. Aber jeder hat in origineller Weise seine Anlagen mitbekommen. Keiner gleicht dem andern völlig; weder äußerlich, schon gar nicht seelisch und geistig. Ein jeder ist ein Originalbild des großen Meisters. Jeder hat seine besonderen Fehler und Gaben. Jeder hat seine ganz persönlichen Erfahrungen. Jeder trägt seine eigene Schuld. Jeder stirbt seinen höchst persönlichen Tod. Jeder wird einmal ganz unmittelbar gefragt sein: Was hast du mit deinen Gaben angefangen?

Es lohnt sich, darüber einmal nachzudenken. Es hat nämlich seine praktischen Auswirkungen. Wer den Menschen für Serienfabrikat hält, behandelt ihn entsprechend. Die anderen sind für ihn dann mehr oder weniger prachtvolles „Menschenmaterial“. Material numeriert man. Man sortiert es, sondert aus, katalogisiert, verstaut, schiebt hin und her, verhökert und verheizt es. Alles schon erlebt!

Wer Menschen für Serienware hält, degradiert eine Armee zum Kommiß. Ein Krankenhaus wird für ihn zu einer Reparaturwerkstatt. „Der Blinddarm auf Zimmer 20“, „Galle auf Zimmer 12“, „Der Nierenstein auf 15“. In der Ausdrucksweise verrät sich das Denken. Besser gesagt: das mangelhafte Denken und das fehlende Herz! Wer verallgemeinert, zeigt nur, daß er zu wenig nachdenkt.

Wer selbst Mensch geblieben ist, weiß um die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit des Menschen. Was wäre das Leben langweilig, wenn ich, meine Frau, meine Kinder, die Kollegen, meine Freunde und meine Feinde – wenn wir alle Serienfabrikate wären, Massenware, Ramschartikel, Masken. Das mache mit, wer dazu lustig ist. Ich halte es von mir anders: Ich will ein Mensch sein, ein Original, meinetwegen ein Unikum, aber ein Mensch. Das macht das Leben erst lebenswert.



# Demut

Er hatte gute Vorsätze:  
„Ich werde dich auf Händen tragen!“  
Er tat es,  
solange sie verliebt waren.

Dann kam der graue  
Alltag.  
Das Tragen wurde da zur Last,  
für ihn,  
für sie.  
Tag um Tag  
wurden sie sich schwerer.  
Mit der Zeit  
durch die Zeit.

Wegwerfen die Last?  
Wegwerfen den andern?  
Sie haben mit dem Gedanken gespielt.  
Beide, oft, heimlich.  
Sie sind ihm aber nicht erlegen.  
Sie tragen es weiter.  
Sie tragen sich weiter,  
einer den andern.

Sie lernten den Mut,  
der dienen will,  
der allen Unmut überwindet.  
Sie lernten Demut.

*In Demut achte einer  
den andern höher als sich  
selbst.*

*Philipper 2, 3*



# Den Menschen sehen

Von Siegen fuhr einer hinunter nach Bonn.  
In einer unübersichtlichen Kurve überholten ihn vier  
junge Leute.  
Rücksichtslos drückten sie ihn von der Fahrbahn.  
Er prallte gegen einen Baum.  
Sie aber fuhren unbekümmert weiter.

Ein paar Minuten drauf kam ein Pfarrer in seinem  
Wagen daher. Er hatte es eilig, denn er mußte zu  
einer Trauung. Er sah den Schrotthaufen  
im Straßengraben.  
Doch er sagte sich: Auf dieser befahrenen Straße  
kommen noch andere. Und fuhr vorbei.

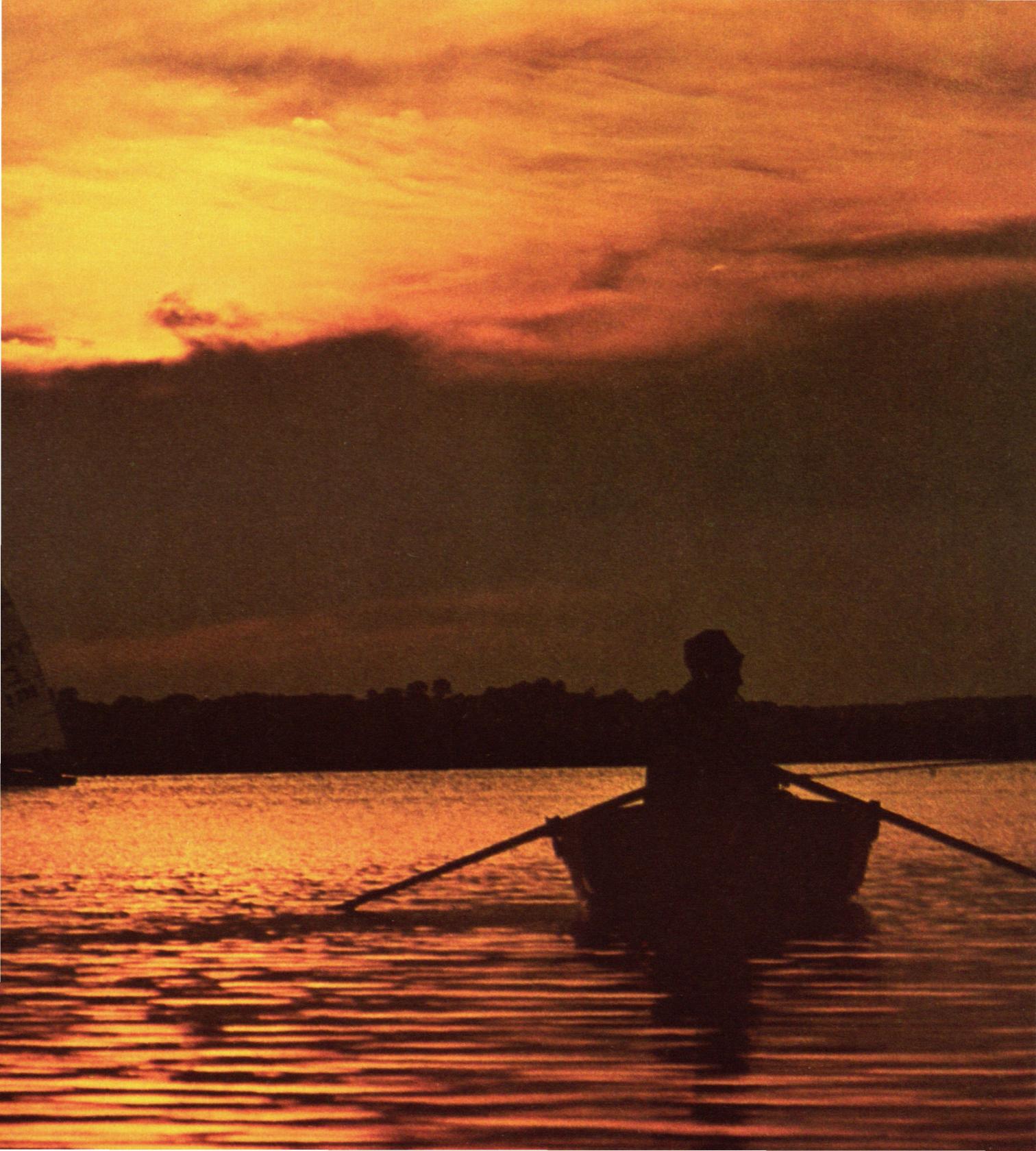
Nach ihm kam der Hauptschriftleiter eines kirchlichen  
Blattes. Auch er war eilig dran, denn er mußte zur  
Redaktionssitzung. Darum trat auch er aufs Gaspedal.

Ein Gastarbeiter aber war unterwegs.  
Der stoppte, verband den Verunglückten, lud ihn sich  
ein und brachte ihn zur nächsten Raststätte.  
Dort zahlte er auf drei Tage voraus und sicherte dem  
Wirt zu:  
Wenn's mehr macht, komme ich auch dafür auf!

Wer von diesen allen hatte den Sinn seines Lebens begriffen?

Der im Menschen den Menschen sah!

Übrigens eine ganz alte Geschichte. Steht schon in der  
Bibel: *Lukas 10, 25–37*.







# Mißbrauch der Macht

Majestät sah die Frau, als sie badete. Was für eine Figur!  
Wer ist die Person? Die Frau eines meiner Offiziere?  
Der Mann ist an der Front? Ausgezeichnet!

Der König läßt sie zu sich bitten –

Das Verhältnis bleibt nicht ohne Folgen.  
Was nun? Der Mann muß her!  
Damit er meint, er sei der Kindesvater!

Raffiniert ausgedacht. Doch der Plan scheitert an dem Offizier.  
„Meine Leute stehen im Kampf. Da mache ich nicht Urlaub bei meiner Frau.“

Jetzt ist böser Rat teuer.  
Es bietet sich ein letzter Ausweg:  
Schickt mir den Mann auf ein Himmelfahrtskommando!  
Der Offizier fällt.  
In treuer Pflichterfüllung für König und Volk.

Als die Trauerzeit vorüber ist, heiratet der König die Witwe.  
Und alles ist jetzt klar.

Nichts ist klar!  
Einer blickt durch.  
Der läßt sich beim König melden.  
„Majestät, ein übler Fall:  
Ein gutsituierter Mann in meinem Dorf erwartete Gäste.  
Was tut er, um sie zu bewirten?  
Dem armen Nachbarn nimmt er das einzige Schaf und –“  
„Wer ist der Mann? Er ist des Todes schuldig!“  
Des Bürgers Hand schnellte vor:  
„Du bist der Mann!“

Wir merkten es schon am Milieu: Diese Begebenheit liegt weit zurück.  
Dreitausend Jahre sind seitdem vergangen. Doch die Begeben-  
heit ist verbürgt. Die Bibel berichtet sie, im Alten Testament, im 2. Buch  
Samuelis, Kapitel 11 und 12.

Wie endet wohl die Geschichte?  
Wie ergeht es dem aufdringlichen Mahner?  
Wie reagiert der König?



# Lasttier Frau

„Imtschi Djerriqo!“ flucht der Araber. Wörtlich heißt das: „Scher dich nach Jericho!“ Dem Sinne nach bedeutet es: „Fahr in die Hölle!“

Jericho ist die Hölle. Für alle, die es kennen. Für alle, die dort leben müssen. Dreihundert Meter unter Normalnull, im Windschatten des Gebirges Juda, auf der Sohle des wüsten Jordangrabens. Hitze tropft vom geschmolzenen Himmel, die Luft tanzt auf dem glühenden Sand.

Ich war froh, daß ich Jericho wieder mal hinter mir hatte. Jetzt ging es hinauf nach Jerusalem. Ich freute mich schon auf den frischen Wind, auf den Fernblick vom Kamm der Höhen.

In scharfen Kehren windet sich die Straße um die Felsen.

Von rechts her stößt ein Saumpfad auf die Autostraße. Er führt herauf vom Wadi el Qelt.

Auf diesem alten Wanderweg zeigt sich ein groteskes Bild: Ein baumlanger Araber auf zierlichem Esel. Des Mannes Füße streifen fast den Boden. Er hat die rotgemusterte Koffije tief in die Stirn gezogen, die Zipfel vor dem Mund verknotet, um sich zu schützen vor dem fliegenden Sand.

Mein Lächeln erstarrt. Ich sehe die Frau, die hinter der Felsecke auftaucht und eilig heranrastet. In der Linken schleppt sie einen Blechkanister, auf dem Kopf balanciert sie einen hochgefüllten Korb, mit der Rechten zerrt sie ein Mädchen hinter sich her. Jetzt erreicht sie die enge Stelle über dem Abgrund. Und genau hier strauchelt die Kleine! Die Hand der Mutter reißt das Kind herum, es taumelt, fällt, aber nach vorn auf den schmalen Weg. So geschmeidig, so ausgewogen war der Griff der Frau, daß nicht einmal der getürmte Korb seinen Halt verlor.

Gleichmütig schreitet sie weiter. Kein Erschrecken, auch kein Scheltwort. Es war ja nichts Besonderes. Ihre Augen gleiten über mich weg. Sie begreift nicht, warum ich auf das Kind starre. Sie verstünde mich auch nicht, wenn ich zu ihr spräche: von der Last, die sie zu tragen hat; von dem Herrn und Gebieter, der stolz auf seinem Esel thront. Sie begriffe mich niemals. So etwas gibt es nicht: daß ein Mann ein Weib bedauert!

Wie gern bürden auch wir christlichen Mannsbilder unseren Frauen Lasten auf, die wir nicht mögen! „Verschone mich bitte mit Schulgeschichten!“ Sich um die Kinder zu sorgen ist selbstverständlich Sache der Frau! Ob die Schularbeiten gemacht sind, wie es mit den Zensuren bestellt ist, wie es um die Versetzung steht? Elternabend? Es genügt doch wohl, wenn die Mutter hingeht? Frauensache!

Ich will es bei diesem einen Beispiel bewenden lassen.

Weitere Beispiele gibt es in Überzahl. Man nimmt sie nur nicht mehr zur Kenntnis, weil man sich an sie gewöhnt hat. Man meint, das müsse so sein. Genau wie da auf dem Saumpfad in Judäa.

*Einer trage des andern  
Last, so werdet ihr  
das Gesetz Christi  
erfüllen.*

*Galater 6, 2*

# Wer ist schuld?

Auf dem Waldweg unter der alten Burg kommt mir der Domänenpächter entgegen. Lodenzeug, Schafstiefel, Drilling.

„Waidmannsheil!“ Er erwidert: „Waidmannsdank! Tja, die Hasenjagd ist auf, will mal sehen, ob ich einen für Sonntag strecken kann.“ Ich will antworten, muß aber warten, weil ein D-Zug durch das Tal donnert. Der Lärm verfängt sich in den Weiden am Fluß, prallt von den Felsen zurück und wirbelt zwischen den Buchen den Hang herauf.

Als das Grollen in der Ferne erstorben ist, nickt der Pächter mir zu. „Wissen Sie auch, daß es hier beinahe ein Massenunglück gegeben hätte?“ Er zeigt zur Bahn-schranke. „Um Haaresbreite wäre ich mit meiner ganzen Belegschaft umgekommen.“ Wir gehen langsam den Pfad hinunter. „Letzten Mittwoch! Ich wollte mit den Rüben fertig werden, hatte alle meine Leute aufgeladen, Männer, Frauen, Kinder – achtzehn Menschen. Und an der Schranke –“

„Die war offen? Das begreife ich nicht. Ist doch eine Anrufschanke, die erst auf Anruf –“

„Stimmt! Sie war auch zu. Ich halte also an, klettere vom Trecker und rufe die Blockstelle an. Ich soll noch warten, wird mir gesagt. Erst müsse noch ein F-Zug vorbei! Als der durch ist, geht die Schranke hoch, ich fahre an. Ich bin schon auf dem ersten Gleis, da sehe ich zufällig nach rechts und den TEE aus der Kurve kommen! Bremse und Steuer herum – einen Meter vor uns pfeift der TEE vorbei!“

„Schuldfrage?“ Er winkt ab. „Lassen wir das! Wenn’s gekracht hätte, wären wir durch Klärung der Schuldfrage auch nicht wieder lebendig geworden.“ Er hat recht. Die Schuldfrage ist eigentlich gar nicht wichtig. Ob der TEE zu früh kam? Ob der Beamte auf der Blockstelle gemeint hat, er sei schon durch? Ob er die Geschwindigkeit falsch eingeschätzt hat? Ob es ihm – die Blockstelle ist fast fünf Kilometer entfernt – überhaupt möglich ist, den genauen Standort schneller Züge exakt anzugeben? Wer kann das sagen? Irgendwo war das angeblich fehlerdichte System doch undicht.

Merkwürdig: da haben wir in unserer technisch nahezu vollkommenen Welt alles durchdacht und idiotensicher abgeriegelt: Reglerkreise und automatische Sicherheitsrelais, Leitstrahl und Radar, Computer und elektronische Kontrollen. Eins überwacht das andere. Alles greift ineinander, macht Pannen einfach unmöglich.

Beinahe unmöglich! Und dann gibt es doch an Bord von Apollo 13 ein „Problem“. Oder am Bahnübergang kracht es. Achtzehn Menschen sterben. Oder kommen grade noch am Tod vorbei, weil einer zufällig nach rechts sah. Warum? Oder warum nicht?

„Meint ihr, daß die achtzehn, auf die der Turm von Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldiger gewesen als alle andern Menschen in Jerusalem?“ Dieses Wort Jesu fiel mir ein, als wir dort an der Bahnschranke standen.

Unglückliche Umstände? Ein Erdbeben, also höhere Gewalt? Oder menschliches

Versagen, weil die Stadtväter die Risse im Turm ignorierten? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß damals der Turm einstürzte und achtzehn Menschen unter sich begrub.

Eine andere Frage machte den Leuten damals zu schaffen: Warum gerade diese achtzehn? War das Zufall? Oder – hatten sie es verdient? Die uralte Frage: Warum gerade ich? Warum du nicht? Warum gerade diese? Warum nicht jene?

Die Frage kommt uns an der Bahnschranke. Oder wenn wir lesen, wie Unschuldige ums Leben kamen, weil ein wüster Fahrer leichtsinnig überholte. Die Frage kommt, wenn eine Flugzeugkatastrophe gemeldet wird oder ein Erdbeben, dem 2000 Menschen zum Opfer fielen. Warum gerade diese? Zufall? Fügung? Etwa gar – Strafe? Eine Frage, die in die Tiefe bohrt. Die nach Gott tastet, an das Geheimnis seines Tuns rühren möchte.

Jesus gab eine überraschende Antwort. „Wenn ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch so umkommen.“ Eine klare Antwort, eine harte Antwort. Wörtlich: Wenn ihr nicht umdenkt, werdet ihr genauso umkommen. Umkehrt! Gott euch zuwendet! Nicht in den Tag hinein lebt, sondern auf Gott zu!

Plötzlich hat das Fragen nach dem Warum doch einen Sinn. Nicht, daß wir glatte Antwort finden. Der Sinn liegt im Fragen selbst. Wer fragt, sucht. Wer sucht, soll finden. So hat es Christus jedenfalls verheißen.

Immer wird die Menschheit von Katastrophen heimgesucht. Schlimmer als alle Katastrophen wäre, wenn die Menschen nicht mehr fragten. Nicht mehr nach dem Sinn des Lebens, nicht mehr nach dem Sinn des Sterbens. Das wäre die größte Katastrophe, das Ende.

Zum Menschsein gehört die Unsicherheit. Wir müssen fragen nach dem Sinn. Auch nach dem Sinn des Todes. Damit wir klug werden.



# Stellen- angebot

Können Sie es sich vorstellen, daß eine Firma inseriert: „Bewerber mit schlechten Zeugnissen gesucht“?

Unmöglich. Kein Firmenchef sucht Leute, die unter dem Strich liegen. Und schon gar nicht solche, die etwas auf dem Kerbholz haben. Vorbestraft? „Tut mir leid, aber eben habe ich die Stelle vergeben. Ob Sie vielleicht später einmal wieder anfragen?“

So sind wir.

Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten. Matthäus 9, 13 überliefert uns dieses Jesuswort.

Ein Dauerangebot für Sünder! Zeitlich nicht begrenzt. Seit beinahe zweitausend Jahren gültig. Und noch immer nicht außer Kraft gesetzt.

So ist Gott.

Ob ich mich nicht bewerbe?

Es sind noch immer Stellen bei ihm frei.

Meine Bewerbung hat gute Aussicht.

Er kündigt nicht.



# Eine Handvoll Staub

Eine Handvoll Staub? Sind wir Menschen nicht mehr? Doch! Wir glauben, hoffen und lieben. Wohl sind wir Materie, doch nicht tote Materie. Wir sind „lebendige Seele“. Unser Leib ist aus den gleichen Bausteinen gebaut wie die Welt um uns her. Aber das ist nicht alles. Die Bibel sagt: „Gott blies ihm ein den lebendigen Odem. Da ward der Mensch eine lebendige Seele.“

Wir begreifen: Auch das ist wieder ein Bild. Bild für eine sonst unfaßbare Wahrheit: Daß ich lebe! Daß ich Mensch bin! Mensch mit einer lebendigen Seele.

Wie das möglich ist, weiß ich nicht. Es ist und bleibt ein Wunder. Ich kann nur staunen über mich selbst; staunen über den Menschen.

Ich kann es nur dankbar hinnehmen aus Gottes Hand.

Wären wir nur eine Handvoll Staub – was könnte da bleiben?

Als in Lyon eine Christenverfolgung tobte, streute man die Asche der verbrannten Christen in die Rhône.

„Nun ist es nichts mit ihrer Auferstehung!“ höhnte man. Die Spötter irrten sich.

Wie sich die irren, die sagen: „Atomzerfetzt! Wie soll das jemals auferstehen?“

Gott muß nicht niederhocken, unsern Staub zusammenkehren. Gott spricht, und es geschieht. Gott sprach, da wurden wir lebendige Seele.

Gott sprach, da faßten wir nach seiner Hand.

Gott wird sprechen, und wir werden uns aus dem Staub erheben.

Darum ist für Christen das Grab die offene Hand Gottes.

*Da machte Gott den  
Menschen aus Erde vom  
Acker und blies ihm  
den Odem des Lebens  
in seine Nase. Und so  
ward der Mensch ein  
lebendiges Wesen.*

1. Mose 2,7



# Der alte Mann und das Meer

Hemingway erzählt:

Vom alten Mann, der täglich hinausfuhr. Der immer aus war auf den großen Fang. Und immer wieder enttäuscht wurde. Der endlich, endlich den großen Fisch am Haken hat. Das Ringen mit dem Fisch, der Kampf gegen die eigene Schwäche. Endlich die Gewißheit: Ich habe ihn fest! Längsseits ans Boot den großen Fisch! Und heimwärts nun. Stolz im Herzen.

Haie! Sie fallen den großen Fisch an. Sie reißen Stück um Stück aus ihm heraus. Am Ende hängt ein blankes Skelett in den Tauen. Alles war vergebens: die Mühsal, die Geduld, der Kampf, die Zähigkeit, die Energie. Alles umsonst. Am Ende bleibt – nichts.

Erfundene Handlung? Oder vielleicht eine Autobiographie des Dichters? Hemingway selbst, der alte Mann?

Hemingway zu seinem Freund Hotchner: „Was, glaubst du, passiert einem Menschen, der ins zweiundsechzigste geht? Wenn er merkt, daß er nie mehr die Geschichten und Bücher schreiben wird, die er sich selber versprochen hat? Daß er auch alles andere, das er sich in den guten Zeiten erhofft hat, nicht mehr durchführen kann?“

Das ist doch „Der alte Mann“? Hemingway endete durch Selbstmord. Weil sein Leben keinen Sinn mehr hatte. Hatte es vorher einen Sinn?

Worin sah Hemingway denn den Sinn?

„Was liegt einem Mann am Herzen? Daß er gesund bleibt. Daß ihm die Arbeit gut von der Hand geht. Daß er im Kreis seiner Freunde ißt und trinkt. Daß er im Bett seinen Spaß hat.“

Wie er denken viele. Vielleicht die meisten.

Haben sie recht? Ist das der Sinn des Lebens? Wenn ja, dann hat Hemingway auch mit seinem Ende recht: Schluß, wenn es mit dem „Spaß“ vorbei ist!

Dann bleibt am Ende nur das blankgenagte Skelett. Dann triumphieren die Haie.

Ein unsinniger Sinn des Lebens.

Der alte Mann und das Nichtmehr!

# Unter glühender Sonne

Ich war in Bethlehem. Nun ging die Fahrt weiter nach Süden. Unterwegs legten wir eine kleine Rastpause an den Teichen Salomos ein. Im satten Blau des Teiches spiegelten sich die Zypressen.

Herrliche Trauben hingen über meinem Kopf. Meine Phantasie spielte mir bei diesem Anblick einen Streich: Sind wir wirklich in dem Land, wo Milch und Honig fließt? Wir durchqueren das Tal von Thekoa. Hier weidete Amos seine Herde, hier sammelte er Maulbeeren von den Büschen. Hier nahm ihn der Herr von der Herde und machte ihn zum Propheten: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn, daß sie hin und her, von einem Meer zum andern, von Mitternacht gegen Morgen laufen und des Herrn Wort suchen und doch nicht finden werden.“

Ein Unglücksrufer? Ein Schwarzmalter, der nicht sehen wollte, daß dieses Land gesegnet ist? Die Teiche Salomos, die kunstvoll an den Hängen entlanggeführte Wasserleitung nach Jerusalem, der Tempel dort, das fromme Volk, das sich auf Abraham und Mose berufen konnte: Galt das alles nichts?

Die Straße windet sich um den Berg. Greller werden die Farben, härter die Konturen. Endlos dehnt sich links ein Hang. Rostbrauner Lehm zwischen weißen Kalksteinbänken. Ausgewittert, zerfurcht, durchhöhlt wie von der Sonne gebleichte Totenschädel. Kein Baum, kein Strauch, nur hier und da ein welker Grashalm. Und über allem zittert die Sonnenglut.

Ich denke einige Jahre zurück. Damals duckten sich hier elende Hütten und zerfetzte Zelte; ein Flüchtlingslager. Löcherige Jutesäcke bemühten sich vergeblich, Schatten zu spenden. Hier hausten Flüchtlinge und Vertriebene aus Israel. Hier hatten sie eine vorübergehende Bleibe.

Ein Tankwagen röhrt heran und hält vor dem Lagereingang. Der silberglänzende Leib speit nicht Benzin, sondern Wasser. Es ergießt sich in Krüge und Eimer, in Blechkanister und altertümlische Ledersäcke. Wortlos hantiert der Fahrer mit dem Schlauch. Wenn ein Gefäß voll ist, schwenkt er mit rascher Handbewegung den wasserspeienden „Rüssel“ in das nächste.

Eine bedrückende Stille! Alles, was hier geschieht, wirkt doppelt geisterhaft, da ja sonst alles Leben der Orientalen mit Lärm verbunden ist. Es sind Tote, die da stehen und warten. Es sind Tote, die da in Zelten und Blechhütten hausen. Ein gespenstischer Zug von Leichen dörft da im Sonnenbrand. Jede halbe Minute rücken sie um einen Schritt vor. Teilnahmslos starren sie auf den Tankwagen. Stumpf sehen sie denen nach, die abgefertigt sind und nun, die vollen Krüge auf dem Kopf, in schleppenden Schritten zum Lager ziehen.

Am Straßenrand hocken Kinder im handhohen Staub. Sie spielen nicht, sie tollen nicht, sie streiten nicht einmal. Sie sitzen nur da. Sie starren mich nur an und konstatieren: Der da ist satt und gut gekleidet. Sie können nicht einmal mehr hassen. Ein Junge mit aufgetriebenem Hungerbauch hält einen Stein in seiner Hand. Er läßt ihn fallen, hebt ihn auf, läßt ihn fallen, hebt ihn auf. Zehnmal, zwanzigmal, heute, morgen und in tausend Jahren. Toten schlägt ja keine Stunde. Er steht auf. Langsam. Seltsam eckig setzt er die Füße, als hingen sie an Drähten, die irgendein anderer zieht.

Er schlurft zu seiner Mutter, die sich mit halbvollem Krug durch die Schlange der noch Wartenden drängt.

Plötzlich ein Ruf vom Tankwagen her. Nach dem lastenden Schweigen dröhnt der Schrei in den Ohren. Es tröpfelt nur noch aus dem Schlauch. Und jetzt versiegt das Wasser ganz. Der Fahrer hantiert an Ventilen und schwingt sich in die Kabine. Die begleitenden Legionäre schultern ihre Maschinenpistolen und steigen ein.

Der Wagen rumpelt davon und zieht eine braune Staubwolke hinter sich her. Wartende Frauen sehen ihm nach. Ohne Wasser, teilnahmslos, mit leeren Krügen. Sie protestieren nicht, sie weinen nicht, sie haben es verlernt. Kein Ton zerbricht diese grauenvolle Prozession, keine wendet sich ab, keine tritt aus der Reihe. Sie warten weiter auf Wasser. Irgendwann wird der Wagen wiederkommen, frisch gefüllt. Irgendwann. Sie haben Zeit und warten . . .

Ich schüttele die Erinnerung ab. Staubgraue Bäume huschen vorbei. Der Berg hinter mir ist leer. Die Toten von damals: Sind sie jetzt richtig tot? Wurden sie erlöst von ihrer Irrfahrt? Fanden sie heim?

Einige vielleicht. Andere paßten sich an, fanden einen Job, fanden womöglich gar ins Leben zurück. Andere trieb es weiter. Über den Jordan auf die andere Seite. Dort drüben im Bergland von Moab hausen sie jetzt. Oder im Gebirge Gilead. Auf ebensolchem Berg, unter derselben Sonne, im gleichen Tod.



# Der junge Mann und das Meer

Jeden Tag war es dasselbe gewesen: raus vor Tau und Tag, halbwach ein Stück Gerstenbrot heruntergeschlungen, einen tüchtigen Schluck aus der großen Kanne hinterhergespült.

Über die Gasse. Knurriger Morgengruß zu Andreas. Jakob schon da? Wo bleibt Hannes?

Na endlich! Los dann! Kies knirscht unter dem Kiel, dann gleitet das Boot ins Wasser. Netze holen, Mast richten, Ruder in die Dollen legen. Alles Routine, tausendmal gehabt.

Worte sind überflüssig. Wir vier sind aufeinander eingespielt. Man kennt jeden Handschlag, weiß schon vorher, was der andre will; tut es, bevor er's sagt.

Hinaus das Netz! Treiben vor dem Wind, eine Stunde, zwei. Bis im Osten der Himmel licht wird.

Hol ein das Netz! Ruhig, mit geübtem Griff, Zug um Zug. Es geht leicht, viel zu leicht. Wie schon so oft. Alles Mühen war umsonst.

Nimm's, wie's ist! Kommt alles, wie es kommen soll. – Dösen im Schatten, dann Waschen der Netze. Auch das ist Routine. Gestern, heute, morgen –

Plötzlich die fremde Stimme: „Fahr auf den See, wirf aus das Netz!“ Das wäre mal was Neues! Gegen alle Erfahrung, unerhört blödsinnig. Ob ich –?

Simon wagte es. Auf das Wort des Fremden. Und fing! Sein Staunen: „Herr, geh von mir, ich bin ein sündiger Mensch!“

Und der Fremde: „Keine Angst! Von heute an wirst du Menschen einbringen.“

Von diesem Tag an war alles anders. Nichts mehr von Routine. Täglich neue Überraschungen. Mit Menschen. Mit Gott. Simon verlor: Heimat und Geborgenheit, Beruf und Einkommen. Er gewann: das Leben. Denn von nun an war's ein Leben. Es lohnte sich, seit man Petrus war, der Fels für andere.

*Folget mir nach;  
ich will euch zu  
Menschenfischern  
machen.*

*Markus 1,17*



# Beim Töpfer

Irgendwo in Jerusalem . . .

Eben war noch die Schwüle um uns; eben noch Lärm, schiebende Menge, Lastträger. Jetzt umfängt uns Kühle. Stille raunt aus dem Dämmer. Aus dem Dunkel treten Konturen: Krüge, Töpfe, Schalen.

Mit dunkler Stimme heißt der Alte uns willkommen: „Macharah!“ Nur ein kurzes Aufblicken, dann beugt er sich wieder über die kreisende Scheibe. Ein Tonklumpen wächst empor, die Wandungen steilen hoch und bauchen sich. Ein Krug entsteht unter den Händen des Alten.

Ein ärgerlicher Ruf, die Scheibe schwingt aus und bleibt stehen. Und ich sehe: Ein Kieselstein war im Ton, riß eine klaffende Schliere. Der Alte drückt die fast fertige Form zusammen. Der Ton schmilzt zurück zum ungestalten Klumpen. Ein Ruck, ein Schwung: der Ton patscht in die Ecke auf den Abfall.

Der Alte langt sich frischen Ton, bringt mit den Füßen die Scheibe in Schwung. Und wieder steigt unter seinen Händen ein Krug empor, edel in der Form, ohne Makel und Fehl.

Erinnern springt mich an: Dies alles sah ich schon! Buchstaben steigen aus dem Dunkel, Schrift in gotischer Fraktur: „Dies ist das Wort, das geschah vom Herrn zu Jeremia: Mache dich auf und gehe hinab in des Töpfers Haus; daselbst will ich dich meine Worte hören lassen.“

Das geschah hier in Jerusalem, in dieser Gasse wohl. Irgendwo hier zwischen Kidron und dem Hinnomtal. Da sprach des Herrn Wort: „Kann ich nicht auch also mit euch umgehen, ihr vom Hause Israel, wie dieser Töpfer? Siehe, wie der Ton ist in des Töpfers Hand, also seid auch ihr in meiner Hand!“

Des Herrn Wort geschah damals zu Jeremia? Des Herrn Wort geschieht heute: „Kann ich nicht auch so mit euch umgehen, ihr Menschen des technischen Zeitalters? Ihr füttert Computer und stürmt den Mond – und seid doch nur Ton in meiner Hand!“

Dort in der Ecke der Abfall! Der Klumpen, den der Meister verwarf! Und der Krug, den er jetzt behutsam von der Scheibe hebt. Was bin ich? Gelungene Schöpfung oder Abfall?

Benommen trat ich hinaus. Licht brannte mir in die Augen, Lärm umbrandete mich. Doch ich sah noch immer die Hände vor mir und die kreisende Scheibe, den gelungenen Krug und den Ton, der zum Abfall kam. Ich sah sie noch, als ich mein Hotelzimmer erreichte und mein Gesicht im Spiegel betrachtete.



# A. Tom Bunker

Er war ein Millionär. Er wußte kaum, wohin mit Zinsen und Dividenden. Da kam ihm der geniale Einfall: Ich will mir einen Atombunker bauen lassen! Es geschah. Für die Kleinigkeit von ein paar Hunderttausend. Jetzt ist Mr. A. Tom Bunker obenauf. Ihm kann nichts mehr passieren. Von ihm aus kann der nächste Krieg kommen. A. Tom Bunker wird ihn überstehen. Hinter meterdicken Betonwänden, hinter Strahlenfiltern, mit radiumfreien Vorräten und Wasser für ein ganzes Jahr.

A. Tom Bunker durfte sagen: Mann, jetzt bist du sicher!

Dieser Narr! Heute nacht erlag er einem Herzinfarkt. Was hat er nun von seinem Bunker? Was hat er nun von seinem Geld?



# Am Jabbok

Jäh geht es bergab. Die Straße stürzt zu Tal, daß man sich festhalten muß, um nicht auf dem blankgewetzten Lederpolster des Wagens nach vorn zu rutschen. Wie ein silbernes Band windet sich ein Bach dort unten dahin. Er stürzt uns förmlich entgegen, schwarze Schatten hängen unter steilen Abstürzen: Das Wadi Zarqa, das schwarze Tal! Die Bibel nennt den Bach Jabbok.

Ich setze mich auf einen rundgerollten Stein. Hier ganz nah liegt Mahanaim, wo Jakob seine Herden über den Fluß schickte. Das eintönige Rauschen des Wassers hüllt mich ein. Gestalten steigen aus der Tiefe, längst Vergangenes wird Gegenwart.

Jakob und Esau: Ein Linsengericht dampft, eine rauhe Stimme heischt: „Laß mich essen das rote Gericht!“ „Nur gegen dein Erstgeburtsrecht!“ kommt es langsam aus dem Mund des andern.

Ein blinder Greis mit tastenden Zitterhänden, ein junger Mensch, der vor ihm kniet: „Esau bin ich, dein Erstgeborener! Gib, Vater, mir den Segen!“ Eine Hand, die sich auf seinen Scheitel legt.

Ein Aufschrei nun: „Dem andern gabst du deinen Segen? Ich, ich bin Esau! Der andere war Jakob!“ Ein Schatten, der in wilder Flucht nach Norden hastet, eine unruhige Nacht bei Bethel. Der Himmel reißt auf, Engel steigen hinauf und hernieder. Ein weites Land dann fern im Osten; die Jahre jagen, sieben, vierzehn, zwanzig. Kinder werden Jakob geboren, und die Herden wachsen, wachsen.

Aber die Heimat! Sie ruft und mahnt, sie lockt und wirbt! Herden ziehen durch die Steppe, Knechte und Mägde, Weiber und stattliche Söhne. Es geht nach Haus, es geht nach Haus!

Ein tiefes Wadi, der Jabbok. Hier ist die Schwelle der Heimat, morgen treten wir ein in das Reich meiner Kindheit! Was bringt ihr, meine Späher? Esau zieht heran? Mein Bruder Esau mit vierhundert Mann? – Fluch der Vergangenheit! – Was tun? Wie kaufe ich mich los?

Ihr da! Zieht hin mit den Herden, dem Esau entgegen! Sagt, daß ich euch sende als Geschenk! Ihr dort auch! Und ihr! Beschwört ihn, betört ihn! Mit den Herden, den Geschenken! Vergessen soll er, daß ich ihn betrog.

Nacht wird's, und alle Sterne schweigen. Doch in mir schreit es, klagt es an! Ein Schatten steigt jetzt aus der Schwärze, riesengroß. Er packt mich, ringt mit mir und übermag mich. Was ist mit meiner Hüfte? Wie das schmerzt! – Der Schatten liegt auf mir, schnürt mir die Kehle zu, ist riesenhaft, wächst auf bis zu den Sternen.

Und jetzt erkenn' ich dich! Gott, du bist es, du kommst und forderst mich! Sind's meine Zähne, die so knirschen? Es geht ums Leben, und du bist stärker als ich! Ich will dich packen und greife ins Leere; ich will dich zwingen und bin bezwungen. Doch da: eine Waffe!

Eine Waffe? Eine Waffe gegen Gott? Ja, eine Waffe: dein eigen Wort! Du sprachst zu Abraham, dem Vater meines Vaters: Ich will dich segnen, und du sollst ein



Segen sein! Von ihm kam mir dein Segen dann durch Isaak. Ich wußte nicht, welche Erbe ich erwarb, als ich das Linsengericht Esau ließ. Ich dachte nur an Herden und an Land. Doch jetzt, jetzt ahne ich, was das heißt: den Segen haben, die Verheißung!

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Das ist das Schwert, mit dem ich dich im Dunkel treffe: dein eigenes Wort! Das Wort, das du selber gesprochen. – Du schweigst? Du sinnst, verborgen meinem Blick? – Ich kann dein Angesicht nicht sehen, weiß deinen Namen nicht, doch eine Hand fühl’ ich, es ist die deine, du segnest mich – du – segnest – mich!

Hier also war es, wo aus Jakob – dem Fersenhalter und Ränkeschmied – ein Israel wurde, einer, der mit Gott gerungen hat. Die Sonne ging ihm auf, als er vom Platz hinkte. Ja, wer mit Gott zu tun gehabt hat, der ist ein Hinkender, der kann nicht mehr solche Sprünge machen wie zuvor; aber: die Sonne ging ihm auf!

Ich richte mich hoch und blicke über das eilende Wasser, auf dessen Wellen sich in tausend Lichtpunkten die Sonne spiegelt. Als ich über das grobe Geröll zurückgehe, springt ein Gleißer mir ins Auge: ein Sonnenstrahl, der sich dort vor mir in einem der stillen Fluttümpel bricht. Auch ich habe die Waffe in Händen, mit der Gott sich von uns schwachen und verlorenen Menschen schlagen läßt, ja mit der er sogar geschlagen sein will: sein Wort! Und nicht nur Verheißung ist es mir wie jenem Jakob, nein, erfüllte Wirklichkeit! Fleisch wurde sein Wort, historische Tatsache, menschliche Realität – in Christus.

*Zum Bild:*

Das ängstliche Harren der Kreatur wartet, daß Gottes Kinder offenbar werden.

# Folgen Sie mir unauffällig?

Mein Verleger und ich hatten viel zu besprechen. Es war darüber spät geworden. Die meisten Gäste waren gegangen, wir hatten es nicht bemerkt.

„Bitte folgen Sie mir unauffällig!“ Wie fuhren herum. Der Wirt stand hinter uns, den Zimmerschlüssel in der Hand. Nach einer Schrecksekunde stammelte der Verleger: „Ach so, Sie wollten mir mein Zimmer zeigen?“ Der Wirt nickte mit verschmitztem Lächeln.

Nachdenklich blickte ich den beiden nach. Warum waren wir so erschrocken herumgefahren? Wir waren doch unbescholtene Biedermänner, ein Pfarrer und ein christlicher Verleger?

Gewiß, ich bin nicht vorbestraft. Ich tue meine Pflicht und zahle brav die Steuern. Man sieht mich sogar mit meinem Gesangbuch. Es ist alles in bester Ordnung. Warum nur lief es mir eiskalt über den Rücken, als hinter mir einer sagte: „Folgen Sie mir unauffällig!“?

Ahne ich, daß ich längst durchschaut bin? Nicht von dem Gastwirt, auch nicht von der Kriminalpolizei. Von dem andern – Sie wissen schon! Jäh durchzuckte mich die Erkenntnis: Vor Gott schützt dich keine Maske. Der sieht auf den Grund deiner Seele. Er könnte zupacken, wenn er nur wollte. Heute nacht, heute nacht kann er zu dir sagen: „Folge mir – unauffällig!“

Was machst du dann? Du kannst aufbegehren, protestieren, jammern, betteln, klagen, schimpfen. Oder du kannst unauffällig folgen, still, ergeben, resigniert, schulterzuckend. So oder so, eins steht fest: du wirst folgen.

Nur zu erschrecken brauche ich nicht. Das habe ich als Christ nicht mehr nötig. Ich weiß ja: Er verhaftet mich nicht wegen meiner Taten. Er hat mich längst freigesprochen. Ich kann ihm wirklich unauffällig folgen.

Er will mir nur mein Zimmer zeigen.

*Jesus sprach zu seinen  
Jüngern: Euer Herz  
erschrecke nicht.  
Glaubt an Gott und  
glaubt an mich. In meines  
Vaters Hause sind viele  
Wohnungen. Wenn's  
nicht so wäre, so wollte  
ich zu euch sagen:  
Ich gehe hin, euch die  
Stätte zu bereiten.*

*Johannes 14, 2*

# Wie gewiß ist das Gewissen?

Es gehört beinahe zum guten Ton, sich auf das Gewissen zu berufen. Doch offensichtlich meinen nicht alle dasselbe, wenn sie von Gewissen reden.

Herr Neumann ist Kriegsdienstverweigerer. Er berief sich vor dem Ausschuß auf sein Gewissen: „Ich bringe es nicht fertig, auch nur auf einen Pappkameraden zu schießen!“ Er wurde anerkannt, da er seine Gewissensgründe überzeugend darzulegen wußte.

Daß man – ebenfalls nach eingehender Gewissensprüfung – sich als Christ auch für den Wehrdienst entscheiden könne, bestritt er auf einer öffentlichen Diskussion energisch. Einen anwesenden Soldaten bezeichnete er als potentiellen Mörder und gewissenlosen Kriegsknecht.

Derselbe Herr Neumann beging Fahrerflucht. Es machte seinem Gewissen nicht zu schaffen, daß ein Verletzter unversorgt im Straßengraben liegenblieb.

Eine so zweifelhafte Sache ist das also mit dem Gewissen. Und ausgerechnet auf eine so „unzuverlässige“ Instanz berufen wir uns bei schwerwiegenden Entscheidungen. Als wenn gerade das Gewissen wüßte, was richtig sei.

Das Gewissen? Welches? Mein christliches Gewissen oder das des Beamten? Mein ärztliches oder mein soziales Gewissen? Das sozialistische Gewissen oder das des Erziehers?

Wovon ist da eigentlich die Rede, wenn das Gewissen bemüht wird? Von einer Stimme Gottes? Von einem angeborenem Wissen um Gut und Böse? Von einem moralischen apriori? Von eingeübten Verhaltensweisen? Oder gar von meiner eigenen Bequemlichkeit?

Fragen über Fragen. Fragen, über die wir nachdenken sollten. Ganz einfach, weil wir Menschen sind. Menschen, die verantwortlich handeln sollen; Menschen, die sich als mündig erweisen wollen. Auch als Christen.

Man kann leichtfertig über das Gewissen reden. Man kann sich ebenso leichtfertig auf sein Gewissen berufen. Und sucht am Ende doch nur nach einer faulen Ausrede, nach einer Entschuldigung für sich selbst! Wer sich auf sein Gewissen beruft, dünkt sich nun unwiderleglich. Wer wollte ihn schon zwingen, gegen sein Gewissen zu handeln? Na also!

Wir werden uns daran gewöhnen müssen, sehr viel sorgfältiger mit unserem Gewissen umzugehen. Ich muß begreifen, daß mein Gewissen nicht die Stimme Gottes ist. Ich muß immer die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß der andere in seinem Gewissen anders entscheidet als ich. Denn mein Gewissen kann sich irren. Weil ich ein Mensch bin und nicht Gott.

Nein, mein Gewissen ist nicht „Gott in mir“. Und doch ist es mir von Gott gegeben. Damit ich unsicher werde! Um es noch deutlicher, noch härter zu sagen: Damit ich verunsichert werde! Verunsicherung ist der Anfang jeder Besserung und jeden wirklichen Fortschritts. Ich soll mich fragen: Tue ich recht? Ich soll mich prüfen: Diene ich oder unterdrücke ich? Ich soll hinhören: Was will Gott von mir? Was soll ich tun, Herr?

*Dabei übe ich mich,  
zu haben ein unverletzt  
Gewissen allenthalben,  
gegen Gott und die  
Menschen.*

*Apostelgeschichte 24, 16*



# Nicht hinausstoßen

Damals glaubten sie an Gerechtigkeit im Leben. Erblindete einer, dann hieß es: für seine Schandtaten! Wurde einer blind geboren, dann sagte man: Er büßt für seine Eltern! Immer nach dem Grundsatz: Jede Schuld rächt sich auf Erden. Elend war also Strafe. Nur logisch, daß man Kranke aus der Gemeinschaft ausschloß. Auch aus dem religiösen Kult. Die Kranken saßen draußen vor der Tempeltür und bettelten.

Dann kam einer und behandelte die Lahmen, Blinden, Krüppel wie normale Menschen. Er stieß sie nicht weg, wenn sie sich zu ihm drängten; wenn sie ihn am Rocksäum zu erwischen suchten; wenn sie sich durch ein aufgedecktes Dach zu ihm abseilen ließen wie jener Gichtbrüchige zu Kapernaum. Jesus nahm sie an wie Brüder.

Wir glauben heute nicht mehr an die Gerechtigkeit im Leben. Wir sahen Kinder wie Fackeln brennen. Wir wissen vom Hunger, der Wehrlose frißt. Womit haben sie's verdient? Wir wagen diese Frage nicht. Wir stellen nur ernüchert fest: So ist das Leben.

So ist das Leben: Hunger, Armut, Elend, Kriege, Kindersterben. Manchmal denken wir an die Leidenden. Meist schalten wir sie aus unseren Gedanken aus. Man kann ja an Schöneres denken!

Stoßen wir die Leidenden aus unserem Denken aus, dann handeln wir typisch menschlich. Und damit unmenschlich. Nehmen wir sie in unser Denken auf, dann handeln wir christlich. Dann bleibt es nicht beim Denken.

*Jesus spricht: Wer zu mir  
kommt, den werde ich  
nicht hinausstoßen.*

*Johannes 6, 37*

# Wir waren in der Unterwelt

„Morgen besuchen wir die Katakomben von Sant' Antioco!“

Die Ankündigung weckt bei den Teilnehmern unserer Familien-Rüstzeit Begeisterung.

Sant' Antioco: Hitze und Staub, enge Gassen zwischen hell getünchten Häusermauern, ein Marktplatz mit barocken oder klassizistischen Fassaden. In einer Seitenstraße die frühromanische Kirche. Licht blendet uns, wir prallen gegen Hitze. Benommen taumeln wir durch verwinkelte Gassen. Jetzt geht es an Hecken von stacheligen Kakteen entlang. Ein Drahtzaun, dahinter ein Ausgrabungsfeld. Dies ist eindeutig eine phönizische Anlage. Ich fühle mich erinnert an Byblos und die Königsgräber dort. Ein paar hundert Schritte weiter: Auf felsiger Höhe verwitterte Krüge. Rotgebrannte Urnen zwischen graubrauner Erde. Befund der Archäologen: Asche geopferter Kinder. Am Hang der Höhe ein Altar, in eine Nische gehauen im gewachsenen Fels. Links zur Seite der Platz, an dem die Opfer kultisch gereinigt wurden. Dort, gerade vor uns, muß das Götzenbild gestanden haben.

„. . . und haben die Höhen des Tophet gebaut im Tal Hinnom, um ihre Söhne und Töchter zu verbrennen.“

Alle schweigen, als ich die Worte aus dem Propheten Jeremia (7, 31) zitiere. Eine Mutter fährt herum: „Hat es das wirklich gegeben?“ Sie ringt um Fassung. „Aber das ist doch nicht denkbar! Wie kann eine Mutter . . .!“ Und eine andere meint: „Wieviel Herzeleid muß damals . . .“ „Keineswegs!“ belehrt sie ein junger Mann, in dem Erinnerungen an Gelesenes wach werden. „Väter und Mütter gaben ihre Erstgeborenen gern. Zumindest war es ihnen eine Selbstverständlichkeit.“ Die Mütter schütteln den Kopf. Ich aber denke zurück. Nur knappe dreißig Jahre. Da las man es in allen Zeitungen: „Wir gaben ihn für den Führer. In stolzer Trauer . . .“ Und es gab viele, die das ganz in Ordnung fanden.

# Sie opferten ihre Kinder

Abends wieder in Porto Scuso: „Herr Pfarrer, Sie sind doch oft im Orient gewesen; Sie müssen es wissen: Haben die Phönizier überall Kinder geopfert?“ Ehe wir uns versehen, sind wir mitten in einer Bibelstunde! „Die Phönizier nur? Auch die Kanaaniter, auch Israel!“ „Aha, Sie denken an Abraham und Isaak? Aber Isaak wird ja nicht geopfert, sondern –“ „Stimmt! Abraham opfert einen Widder an seines Sohnes Statt!“ Eine Mutter: „Da wird ganz deutlich, daß Gott das Kinderopfer nicht will!“ Ein Vater widerspricht: „Aber vorher hat Gott doch ausdrücklich verlangt . . .“

Rede und Gegenrede. Dazwischen das Geraschel, wenn in den Bibeln geblättert wird. Alle sind mit Feuereifer dabei. „Wie kann Gott das verlangen?“

Opfer? – Das Stichwort weckt in einem jungen Mann, der eben von der Schulbank kommt, Erinnerungen: „Opfer gibt es, seit es Menschen gibt!“ Vom Wildkirchli, hoch in den Schweizer Bergen, erzählt er; vom Altar aus Bärenschädeln und den Opfergaben, die man tief im Inneren der Höhle fand. Ein kühner Sprung nun in den deutschen Norden; nach Ahrensburg bei Hamburg. Dort barg man ein Rentierskelett, beschwert durch einen Stein im Brustkorb, versenkt in einem Teich. Jagdzauber und Fruchtbarkeitsopfer damals schon, noch tief in der Steinzeit.

Homer wird zitiert, der Name Iphigenie fällt. Das Deichopfer, das an der Nordsee bis ins späte Mittelalter üblich war. Etwas Lebendes muß die Gottheit versöhnen! Am wirksamsten das Erstgeborene! Da muß der Zorn der Götter schweigen. Der Götter, denen man ihr Eigen nahm: Meer für einen Koog, den Hügel für eine Stadt, Hirsch und Ur, die Frucht des Feldes. Wehe, wenn dir die Gottheit weiter zürnte!

Das Wild wird fremde Wechsel wählen, der Himmel Tau und Regen weigern, die Pest dir deine Lieben rauben. Besänftigt rasch den Zorn des Gottes! Werft ihm den Erstgeborenen in den Rachen!

Der junge Mann schweigt. Es scheint fast, als sei er etwas verlegen. Ihm wird offenbar erst nachträglich bewußt, wie sehr er sich in Begeisterung hineingesteigert hat, ergriffen vom Thema, überwältigt von dem, was tausend Generationen erschauern ließ.

Doch nun werde ich gefragt! „Und wie ist es in der Bibel?“ Wieder geht das Blättern und Suchen los. Richter 11, 30: Jephtha opfert seine Tochter. Und Jephtha galt als frommer Mann. 2. Könige 3, 27: Der König von Moab opfert auf der Stadtmauer seinen Sohn. Und hat Erfolg! Die Belagerer ziehen ab. Kein Wunder, daß man es in Israel den heidnischen Kanaanitern gleichtut. Jeremia meldet mit Abscheu (7, 31): „Sie verbrennen ihre Söhne und Töchter auf der Höhe Tophet im Tal Ben Hinnom.“ – Unmittelbar vor der Südmauer Jerusalems also, im Angesicht des heiligen Tempels. Und das noch im 8. Jahrhundert vor Christus. Verständlich, daß Hesekiel (20, 26) dies Treiben als Verblendung sieht, als Strafe Gottes an diesem Volk. Verständlich auch, daß im „Gesetz“ (5. Mose 18, 10; 3. Mose 18, 21) immer wieder das Menschenopfer mit Todesstrafe belegt wird



(3. Mose 20, 2): „Wer eines seiner Kinder dem Moloch gibt, der soll des Todes sterben.“

Moloch! Damit sind wir wieder an der Opferstätte von Sant' Antioco. Altäre des Götzen Moloch, soweit die Phönizier auf ihren Fahrten kamen. Und überall brachte man die Erstgeborenen dar. Guten Glaubens und in frommer Absicht.

Der Abiturient meldet sich erneut: „Richtig besehen, ist die Erzählung von Isaaks Opferung eine klare Absage an das Kinderopfer. Der Widder tritt an die Stelle des Erstgeborenen.“ Er denkt laut: „Widder? In der Dornenhecke? An unserer Statt?“ Ein Hauptfeldweibel widerspricht: „An Jesus hat man damals bestimmt noch nicht gedacht!“ Die Diskussion entzündet sich: Christus schon im Alten Testament? Wir stoßen auf das Wort des Propheten Micha (6, 7): Soll ich meinen Erstgeborenen für meine Übertretungen geben?

Einer unserer katholischen Rüstzeitteilnehmer: „Gott gibt seinen Erstgeborenen für unsere Übertretungen!“ Ein Hamburger fragt dagegen: „Halten Sie Gott für einen Juristen?“ Einer im Hintergrund lacht. Doch der Hamburger bohrt weiter: „Oder ist er unser Vater?“

Einen Augenblick ist es still, doch rasch lebt das Gespräch wieder auf. Es geht aber nun nicht mehr um die Steinzeit oder das alte Israel. Es geht um uns. Warum wird bei uns in der Kirche kein Opfer gebracht? Wird wirklich keines gebracht? Nicht von Menschen! Umgekehrt: Gott beschenkt, die zu ihm kommen!

Paulus wird nach dem Römerbrief zitiert. Ein ganz Bibelfester liest einen Abschnitt aus dem Hebräerbrief vor. Schließlich faßt es der Abiturient in moderne Form: „An dieser Stelle wird der Unterschied zwischen dem Christenglauben und anderen Religionen deutlich. Gott schenkt, Gott bringt das Opfer, Gott zeigt: Zwischen mir und euch ist alles klar.“

Wozu doch ein Besuch sardischer Katakomben nützlich sein kann.

# Der Sündenbock

Aus uralter Zeit: Am zehnten Tage des siebenten Monats warfen sie über zwei Ziegenböcke das Los. Den einen Bock opferten sie für die Sünden des Volkes dem Herrn. Der andere Bock wurde dazu bestimmt, des Volkes Sünde dahin zu tragen, woher sie gekommen war: zum Satan. So legte der Hohepriester diesem zweiten Bock die Hände auf die gehörnte Stirn, sprach für das versammelte Volk das Sündenbekenntnis und ließ alsdann den Bock, auf den die Sünde übertragen war, in die Wüste treiben (2. Mose 16, 20–22).

Das war vor mehr als dreitausend Jahren. Wir sind natürlich über so etwas – pardon: keineswegs erhaben! Natürlich schicken wir keinen Bock mehr in die Wüste. Wozu auch? Dazu haben wir andere: Menschen, Stände, Rassen. Was wir an uns selbst zu tadeln hätten, hängen wir denen an. Als Vorurteil. Bewährte Methode: In der Welt stimmt einiges nicht? Dann muß doch jemand daran schuld sein? Da: Die Juden! Die Heiden! Die Ketzer! Die Papisten! Die Türken! Die Hexen! Die Pfaffen! Der Adel! Die Pfeffersäcke! Die Hohenzollern! Die Sozis! Die Nazis! Die Kommunisten!

Daß gelegentlich auch wir an der Weltmisere für schuldig befunden werden? 1918 und 1945? Für einige Leute auch heute noch? Nun, das vervollständigt nur das Bild. Es gibt eben auch anderswo Leute, die Sündenböcke brauchen. Immer sind Fremde schuld. Weil sie anders sind als man selber. Und darum gefährlich und böseartig! Wir neigen dazu, dem Fremden alle negativen Eigenschaften zuzuschreiben. Weil uns das Fremde ungewohnt ist. Weil wir es nicht auf Anhieb verstehen. Weil es uns schwerfällt, uns in fremdes Denken und Empfinden hineinzufühlen. Weil das Unbekannte unbekannte Gefahren bergen kann.

Wie wäre es, wenn wir unsere eigenen Fehler suchten?

*Was siehst du aber den  
Splitter in deines  
Bruders Auge und wirst  
nicht gewahr des Balkens  
in deinem Auge?*

*Matthäus 7, 3–5*

# Blanker Asphalt

Blanker Asphalt –  
Reifen singen,  
Lichter blinken  
grün, gelb, rot.

Zebrastreifen –  
Schuhe hämmern,  
Zeiger zuckt  
ums Zifferblatt.

Grauer Fleck –  
flach wie ein Löschblatt;  
Federchen platt ausgewalzt  
fasern Stern auf Asphaltgrau.

War ein Sperling,  
regte Schwingen.  
Kühlergrill  
zerknickte sie.

Alle Lichter  
sind erblindet,  
Zeiger starb  
auf Ziffer zwölf.

Stimme hallt:  
„Nun werde neu!“

Feder  
findet sich zu  
Feder,  
Sperling  
hebt sich  
aus dem Staub.

Flieg,  
mein kleiner Vogel,  
fliege!  
Unsre Ampeln  
zeigen  
Grün –

Der Wellensittich war gestorben. Wir hatten ihn „ganz richtig“ im Garten begraben. Jürgen hatte den kleinen Hügel gerichtet, ein Stiefmütterchen darauf gepflanzt. Jetzt waren wir auch damit fertig. Da fragte Marlies: „Vati, kommen auch Vögel in den Himmel?“

Törichte Kinderfrage?

Es steckt doch mehr dahinter. Die ganze Welt ist erlösungsbedürftig. Paulus an die Römer (8, 19): „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet, daß Gottes Kinder offenbar werden.“ Alle sind dem Tode unterworfen. Nicht nur wir Menschen.

Wird das immer so bleiben? Wird das immer so sein müssen?

Ich traue Gott zu, daß er auch die ersten Schöpfungstage noch einmal aufdämmern läßt. Daß er dieser ganzen Schöpfung ein neues Werde spricht. Daß auch dieser kleine Vogel da sich wieder aus dem Staube hebt und fliegt. Und singt zum Lobe seines Schöpfers!



# Treibeis am Himmel

Als Mensch weiß ich, daß ich sterben muß. Dieses Wissen ist dem Menschen eigentümlich. Es unterscheidet ihn, hebt ihn heraus. Aber: Nur wenige bedenken diese Tatsache. Es scheint so, als lebe es sich leichter, wenn man nicht den Tod bedenkt. Darum neigen wir dazu, das Sterben aus unserem Alltag zu verdrängen. Doch der Tod findet den Weg zu mir. Schon jetzt. Versperre ich ihm mein Bewußtsein, so kommt er durch die Hintertür des Unbewußten. Er verkleidet sich, tritt in fremdem Gewand auf. Erkenne ich ihn? Bedenke ich ihn nun endlich doch?

Ich träumte:

Vor mir das lichte Band der Autobahn. Zwei Spuren hin und zwei zurück. Doch kein einziger Wagen unterwegs, nur Wanderer, einzeln und in Gruppen. Und alle ziehen mit mir in gleicher Richtung, auch die auf der Gegenbahn.

Hügel links und rechts, an den Hängen verstreute Häuser.

Aus der Höhe kommt eine Stimme. Es klingt, als spreche einer über einen übersteuerten Lautsprecher. Es dröhnt mir in den Ohren, ich kann nur Fetzen verstehen: „... kommt die Eiszeit. Wissenschaftliche Beobachtungen haben ergeben, daß schon bald . . .“

Die vor mir auf der Straße stutzen, lauschen, wenden die Köpfe, fechten mit den Armen. Ich höre sie nicht, sehe aber, daß sie schreien.

Die da vorn auf der Höhe starren wie gebannt zum Himmel. Andere werden aufmerksam, heben die Gesichter, starren auch. Wie eine Welle flutet das heran: Gesicht zum Himmel, starren –

Jetzt erreicht es mich. Und ich sehe: In fliegenden Fetzen jagt eine Wolkenwand von West herauf. Im Grau schimmern schmutzige Flecken. Wie als Kind ich sie treiben sah auf winterlicher Weichsel: Eisschollen, Treibeis.

Treibeis am Himmel, riesige Schollen fliegendes Eis. Immer mehr, Feld hinter Feld. Die vor mir laufen hin und her, ratlos, kopflos. Sie rennen mir entgegen, leere Augen in flachen Gesichtern. Ich rede ihnen zu, versuche zu beruhigen. Sie hören nicht, drängen an mir vorbei und kehren wieder um, ziellos, in Panik.

Jetzt stehe ich erhöht; dort, wo die Straße über einen Hügel schwingt. Ich sehe das fliegende Eis. Es hat schon den Zenit erreicht. Ich blicke mich um: überall Angst! Merkwürdig, wie ruhig ich bin. Ich höre mich sagen – zu mir selbst: „Warte – und du wirst sehen!“

Ich erwache. Ich erinnere den Traum. Ich suche ihn zu deuten. Straße, die wir alle gehen. Alle in einer Richtung, alle.

Eiszeit, kalte Zeit. Kalt ist alt.

Bald ist sie da, die Zeit des Alters.

Daß ich sie nicht fürchte, keine Ausflucht suche?

Warten ist Gnade, Sehen Geschenk.

Jenseits der Höhe – da werde ich sehen.

*Lehre uns bedenken,  
daß wir sterben müssen,  
auf daß wie klug werden.*

*Psalm 90, 12*



# Bilder an der Wand

Wenn ich von der Arbeit aufschaue, fällt mein Blick auf den fahlen Fleck an der Wand. Ein Bild hing dort. Vorgestern nahm ich es ab. Der Rahmen begann auseinanderzufallen.

Jetzt stört mich der Fleck an der Wand. Ob ich ein anderes Bild über ihn hänge? Dann würde ich nicht dauernd an das alte Bild erinnert.

Totensonntag: Da sehen wir sie wieder vor uns. Die Flecke, die dort gilben, wo einst buntes Leben pulste. Jedes Grab ist so ein Fleck an der Wand. Einst war da ein lebendes Menschenbild.

Es tat damals weh, als es uns genommen wurde. Wir starrten mit leeren Augen auf den zersprungenen Rahmen. Uns war, als winkten die Augen des Vaters noch, als sähen wir noch das Lächeln der Mutter. Doch die Zeit tropfte hin, das Bild verblaßte uns mehr und mehr.

Wir redeten uns ein: Das Leben geht weiter! Wir suchten neue Bilder an die Stelle der alten zu hängen. Wir gewannen neue Freunde. Über den Verlust trösteten wir uns: So ist das nun mal. Nimm es, wie es ist.

Gelang uns der Trick? Konnten wir das Grauen überspielen? Vermochten wir die Leere zuzuhängen? Vielleicht nach außen. Doch unter den neuen Bildern droht immer noch der fahle Fleck. Im Unterbewußtsein wissen wir: Auch du kommst dran! Eines Tages fällt auch dein Bild von der Wand. Es bleibt – ein paar Jahre – ein fahler Fleck, dann hängt man ein anderes Bild darüber. Das Leben geht weiter. Ohne dich.

„Wie wir getragen haben das Bild des irdischen Menschen, also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen.“ Der Mann, der diese Worte schrieb (1. Korinther 15, 49), war ein nüchterner Realist. Paulus ist aufgewachsen in der kühlen Luft rabbinischer Gelehrsamkeit. Er ist zudem geschult im Kritizismus griechischen Denkens. Und doch wagt er den Satz, weil er „das Bild des Himmlischen“ gesehen hat! Gesehen, ganz unerwartet, ganz unverhofft, ganz gegen eigenes Denken und Wollen. Damals vor Damaskus. Als ihn das Himmlische aus dem Sattel warf.

Da war aus dem Saulus ein Paulus geworden. Einer, der begriff: Alle Bilder, die wir an die Wand unserer Welt hängen, werden einmal abgenommen. Aber sie landen nicht auf dem Schrott, sie werden höher gehängt. In einem neuen Rahmen als ein neues Bild.

Paulus wußte: Es ist ein Geschenk, daß ich dieses Bild des Himmlischen schon sehen durfte. In der Gestalt dessen, der es bereits trägt: Jesus.

Paulus sah das Bild des himmlischen Christus. Wir sehen es so nicht. Wir können nur glauben. Und vieles, sehr vieles bleibt uns dunkel. Und doch: Es steht schon ein erster Morgenschimmer über allem Todesgrauen. Es dämmert schon über der dunklen Stunde, auf die wir alle zugehen.

Christen wissen: Auf Totensonntag folgt Advent. Alle Herren gehen; der Herr kommt.

*Wie wir getragen haben das Bild des irdischen Menschen, so werden wir auch tragen das Bild des himmlischen.*

*1. Korinther 15, 49*

# Moderne Sachlichkeit

„Der moderne Mensch ist sachbezogen und nüchtern.“ Das höre ich immer wieder. Trotzdem glaube ich es nicht. „Er ist der Zukunft zugewandt und offen für den Fortschritt.“ Das behauptet der moderne Mann von sich selbst. Auch das ist nur zum Teil richtig.

Der Zukunft zugewandt:

Mit fünf Jahren ist sein zweites Wort: „Wenn ich erst zur Schule gehe!“ Er kommt zur Schule, ringt sich von Klasse zu Klasse empor und verkündet: „Wenn ich erst die Penne hinter mir habe!“ Auch das geschieht, und wieder lebt er für die Zukunft: „Wenn ich erst mit meiner Ausbildung fertig bin!“

Er macht seine Examina, verliebt sich, verlobt sich, träumt: „Wenn wir erst verheiratet sind!“ (Anmerkung: An dieser Stelle pflegt er der Zukunft vorzugreifen.)

Die Zeit eilt weiter. „Wenn erst die Kinder groß sind!“ Keine Angst, sie werden groß. Die Kinder wachsen, das Vermögen wächst, das Ansehen, auch der Körperrumfang. Der Körperrumfang kommt vom vielen Sitzen: auf Sitzungen, Tagungen, Dienstreisen im Wagen oder TEE. Überall will der Fortschritt angekurbelt werden: im Dienst und im Betrieb, im Gemeinderat und im Bridgeclub. Dazu die vielen Ehrenämter, denen ein aufgeschlossener Mensch sich nicht entziehen kann. Der sachbezogene Mann stöhnt: „Diese Ämterkumulation! Wenn ich nur erst im Ruhestand wäre!“

Es geht schneller, als gedacht. Der Herr Sohn entpuppt sich auch als moderner, der Zukunft zugewandter Mensch. Er hat ganz sacht dem Alten die Zügel aus der Hand genommen. Die Töchter sind verheiratet. Ganz ohne eigenes Zutun ist man Großvater geworden. Es gibt offenbar Dinge und Zustände, die auch dann fortschreiten, wenn man wenig oder nichts für sie tut. Etwa das Alter. Oder die Behäbigkeit. Oder der Haarausfall. Sie alle machen Fortschritte, unerfreuliche, aber unleugbare. Aus alter Gewohnheit fährt sich dieser der Zukunft zugewandte Mann über den schütterten Scheitel und seufzt: „Wenn ich erst –“ Doch dann stockt ihm der Atem: Was denn? Wenn ich erst –? Wie geht es jetzt weiter? Etwa: Wenn ich erst – tot bin?

Erst jetzt wird dem sachbezogenen nüchternen Mann von heute klar: Du hast dein Leben lang von Wechseln auf die Zukunft gelebt! Durchaus nicht nüchtern, vielmehr wunschgesteuert und utopisch. Wenn ich erst – wenn ich erst –!

Ein Leben lang hat er „in Zukunft gemacht“. Und nun stellt er fest: Die Zukunft ist Vergangenheit geworden. Am Anfang, da schien das Kapital Zukunft unerschöpflich; jetzt ist es zu einem schäbigen Rest zusammengeschmolzen. Und je kleiner das Häuflein verbleibender Tage wird, desto schneller zerrinnt es. Es ist zum – ja, was denn? Zum Weinen?

Aber nicht doch! Ein moderner Mensch weint nicht. Das paßt nicht zu seinem Image. Der moderne Mensch lächelt überlegen. Dabei ist sein Blick in unendliche Weiten gerichtet. Wie der eines Wikingers oder eines Weltumseglers. „Damals,



als ich die hundert Meter in 10,8 lief!“ „Als ich zur Schule ging, da hatten wir noch . . .“ „Als ich Soldat war . . .“ „Damals bei Rommel . . .“ „Und dann der Wiederaufbau!“ Mann, was waren wir für Kerle! Und vor Hochachtung haut der große Mann sich selbst auf die Schulter. Schade, daß er dabei zusammenzuckt, weil die Bandscheibe sich meldet. Aber das ist nur ein kleiner Schönheitsfehler.

Daß dieser stets zukunfts offene Mensch jetzt plötzlich in Erinnerungen schwelgt – ist das nun komisch oder tragisch? Klarer Fall: Es ist komisch, wenn ich es bei anderen beobachte. Und es ist tragikumwittert, wenn ich es am eigenen Leibe erlebe. Denn so sind wir nun mal, wir modernen, nüchternen, fortschrittlichen Menschen von heute.

Es sieht tatsächlich nur bei oberflächlichem Hinsehen komisch aus. Genau besehen ist es tragisch. Der moderne Mensch lebt von seiner Zukunftsgläubigkeit. Und mit einemmal ist die Zukunft hin. Wissen Sie, wie so ein aufgeribbelter Pullover. Wirre Fäden zwischen den Fingern. Wie soll man davon leben können?

Davon kann keiner leben. Weil Fortschritt am Ende Fortschrott ist. Aber sind wir denn auf diesen Fortschritt angewiesen? Ist unsere Zukunft mit unseren Tagen dahin?

„Wenn ich erst –!“ Jawohl, wenn ich erst – tot bin! Wenn ich erst beim Herrn bin! Als Christ bin ich gewiß: Dann fängt mein Leben erst richtig an. Darum bin ich für die Zukunft offen.

*Darum, solange wir noch  
Zeit haben, laßt uns Gutes  
tun jedermann.*

*Galater 6, 10*

# Die Wunde in der Seite

Franz Kafka ist ein schwieriger Mann. Auch heute noch. Er liest sich nicht leicht. Die Lektüre strengt an. Man muß nachdenken, mitdenken, weiterdenken. Sie sind hintergründig, diese Erzählungen zwischen Nacht und Tag, abgründig.

„Ein Landarzt“, heißt da eine. Sie fängt ganz alltäglich an: Ein schlichter Landarzt, den man nachts herausklopft. Benommen spannt er an, die Pferde traben durch das Dunkel. Die Pferde? Sie werden unversehens zu Dämonen. Gehorchen sie dem Zügel noch?

Das Krankenzimmer dann: Ein Junge liegt im Fieber; besorgte Eltern flüstern beschwörend. Der Arzt soll helfen! Der Arzt muß helfen! Natürlich der Arzt! Wer denn wohl sonst?

Der Arzt ist verstört. Sein erfahrenes Auge findet keinen Anhalt. An welcher Krankheit leidet der Junge? Der Mediziner sinnt: Ein Simulant? Erbittert will er sich abwenden. Um nichts holte man mich aus dem Bett!

Da – schon im Fortgehen – sieht er die Wunde. Eine seltsame Wunde: in der Hüfte! Eine eitrige Wunde, in der ekle Würmer wimmeln. Keine Wunde wie andere Wunden.

Der Arzt nagt an den Lippen. Hellsichtig fühlt er: Hier ist deine Kunst vertan. Die Wunde hier geht über dein Können. Sie geht über deine Zuständigkeit hinaus. Die Wunde in der Hüfte: in der Hüfte, die einst Jakob ausgerenkt wurde! Als er mit Gott rang. – Welcher Arzt könnte das heilen?

„Wirst du mich heilen?“ flüstert der Junge. So sind die Leute! durchfährt es den Landarzt. So sind die Leute! Immer das Unmögliche vom Arzt verlangen. Den alten Glauben haben sie verloren. Der Pfarrer sitzt zu Hause und zerzupft die Meßgewänder, eins nach dem andern. Aber der Arzt soll alles leisten mit seiner zarten chirurgischen Hand. Nun, wie es beliebt: Ich habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen. Was will ich Besseres, ein alter Landarzt –

Und dann singt draußen der Schulchor ein Lied: „Entkleidet ihn, dann wird er heilen; und heilt er nicht, so tötet ihn! 's ist nur ein Arzt, 's ist nur ein Arzt.“

Und nun – es schüttelt mich beim Lesen – und nun wird der Arzt zu dem Patienten in das Bett gelegt. Genau neben die Wunde in der Hüfte. Der Arzt selber wird „verbraucht“, der Arzt, der keine Heilung weiß.

Und der Patient? Er nahm's und wurde still . . .

Fluchtartig stürzt der Arzt hinaus in die Nacht, zum Wagen, vor dem die Pferde schnaubend schäumen, Pferde aus einer anderen Welt. Hinter dem Landarzt her aber singt es: „Freuet euch, ihr Patienten, der Arzt ist euch ins Bett gelegt!“

Ich habe Kafka auszugsweise zitiert. Sie sehen, er macht es uns nicht leicht. Immer steht mehr hinter dem, was als Wort erscheint: Dunkles, kaum Faßbares, Unsagbares. Man muß sich mühen, es zu fassen. Und meint man, es gepackt zu haben, schmeckt es bitter. Weil Wahrheit bitter ist! Wer Wahrheit schlucken muß, den schüttelt es.



Mit dem Landarzt deckt Kafka einen Tatbestand auf, der bezeichnend ist für unser Denken: Der Arzt soll alles können. Natürlich, zunächst einmal soll er organische Leiden heilen und Infektionen. Aber auch des Menschen Seele! Seinen Charakter, sein Selbstverständnis, sein Ich. Schuld? Eine Krankheit nur, und klinisch heilbar! Meldung aus Übersee: Charakteränderung durch Gehirnoperation! Kriminelle Veranlagung wird wegoperiert. Die Schuld? Des Menschen Versagen vor Gott? Des Menschen Aufruhr? Antwort: „Freut euch, ihr Patienten, der Arzt ist euch ins Bett gelegt!“

Daran denkt keiner, daß auch der Arzt unheilbar krank sein könnte. „Der Arzt ist euch ins Bett gelegt!“

Es lohnt sich, den Gedanken des Landarztes nachzugehen.

Merkwürdig, daß „Frau Irene“ und der Astrologe, der Scharlatan wie der ernsthafte Psychiater mit Fragen überschwemmt werden. Und der Pfarrer „sitzt zu Hause und zerzupft die Meßgewänder, eins nach dem andern“. Der Arzt muß uns helfen! In allen Beschwerden, bei allen Gebrechen. Der Arzt soll alles leisten mit seiner zarten, chirurgischen Hand . . .

Das Leiden, das uns zu schaffen macht, ist es ein – klinisches? Die Wunde, die uns ausbluten läßt – gehört sie unter das Messer des Chirurgen? Oder leiden wir vielleicht an jener Hüftwunde? An der Hüftwunde, für die der Mediziner nicht zuständig ist?

*Kommt her zu mir alle,  
die ihr mühselig und  
beladen seid.*

*Matthäus 11, 28*

*Zum Bild:*

Bunte Flechten schmücken den grauen Stein. Sie geben ihm Farbe und den Anschein von Leben.

# Seid bereit

Der Boxer bereitet sich sorgfältig vor; in hartem Konditionstraining, in rauhem Sparring über die volle Rundenzahl. Topfit steigt er in den Ring zum Titelkampf.

Der Abiturient bereitet sich vor, der Bewerber um die Meisterprüfung. Sie alle sehen zu, daß sie ihr Pensum schaffen. Daß sie es beherrschen, wenn der Tag kommt.

Die Verheirateten unter uns: Erinnern Sie sich, wie das war, als das erste Kind sich angemeldet hatte? Wie unsere Frau alles vorbereitete: Wäsche und Körbchen, Moltontücher und Windeln, Höschen und tausend andere Kleinigkeiten.

Die Klinik war verständigt, der Arzt konsultiert. Es mußte alles klappen, wenn es soweit war.

Ich habe einen Bekannten, der hat schon alles für sein Sterben vorbereitet. Er hat sich beizeiten in eine Sterbekasse eingekauft. Wenn der Tag X eintritt, rollt alles automatisch ab. Die Hinterbliebenen haben keine Scherereien. Sogar die Lieder und der Predigttext sind schon ausgesucht. Meine Freunde nennen ihn schrullig – ich weiß nicht recht.

Merkwürdig, für alle Eventualitäten halten wir uns bereit: für das Examen und den Urlaub, für Geburt und Sterben, für Invalidität und Pensionierung – nur nicht für den wirklich letzten Tag.

Wir tun, als stünde diese Welt ewig.

Die Welt hat ein Ziel.

Der Pfeil ist von der Sehne. Er fliegt. Er fliegt auf das Ziel zu.

Er fliegt – noch.

Sind wir bereit?

*Seid auch ihr bereit!  
Denn des Menschen Sohn  
kommt zu einer Stunde,  
da ihr's nicht meint.*

*Matthäus 24, 44*

# Die gelben Wölfe

Es ist schon ein paar Jahre her. Die Operation war unvermeidbar.

Nephrektomie: die rechte Niere mußte heraus.

Am dritten Tag nach der Operation kam es zur Krise. Die mir verbliebene Niere schaffte das nunmehr doppelte Pensum nicht. Im Blut reicherten sich Gifte an. Urämie, sagte der Arzt. Doch davon hörte ich erst später. Damals hatte ich abgeschaltet. Nur wenn der jähe Schmerz einer Injektion mich weckte, war ich für Sekunden da.

Sonst war ich allein. Auf einer endlos weiten Steppe. Braundürres Gras bis zum fernen Horizont. Darüber ein fahler Himmel mit jagenden Wolken. Und dann kam es über die letzten Hügel: Gelbe Wölfe in dichter Front! Welle hinter Welle, wogende Rücken, trommelnde Läufe. Auf mich zu!

Ich hörte meine Zähne knirschen. Ich sah mich selbst: wie ich niederkniete, mich fest einstemmte. Laß dich nicht umreißen! Die Bestien –

Jetzt sind sie da! Geifernder Schaum und bleckende Zähne. Ganz dicht vor meinen Augen. Ich packte zu, in jagender Angst, mit beiden Händen. Und griff ins Leere.

Der nächste, übernächste: Ich sah die giftgelben Augen. Ich hörte das Hecheln und Heulen. Ich griff, packte zu und – faßte ins Leere. Immer wieder, immer wieder.

Ich sah, wie die gelbe Woge sich vor mir teilte; wie flockende Felle mich streiften, geifernde Rachen schnappten. Vorbei, vorbei! Und wieder eine neue Welle wogender Leiber – Kampf ohne Ende –

Seltsam, daß mitten in diesem Rasen mein Verstand sich meldete, nüchtern die Lage analysierte: Bitte, mein Lieber, es sind nur Halluzinationen! Dein fieberflamendes Hirn gaukelt dir das alles vor. Greif nur hin! Und du faßt durch.

Plötzlich erfüllte mich Ruhe. Ich hatte den Spuk begriffen. Zupacken! Und die Wölfe werden zum leeren Wahn.

Tage danach, als alles vorüber war, berichtete man mir: „Stundenlang haben Sie mit den Händen ins Leere gegriffen. Es war nicht mehr mitanzusehen.“ Als ich sagte, warum ich's tat, sah mich der Arzt ernst an: „Sie waren ganz hart an der Grenze.“

Ich war an der Grenze. Ich weiß nicht, ob auch andere, die an die Grenze geführt werden, die gelben Wölfe sehen. Ich weiß nicht, ob auch sie zupacken und den Wahn begreifen. Es könnte sein, daß einer sich zur Flucht wendet. Und unter die Wölfe gerät. Ist das dann – der Tod?

Ich hatte damals mein Haus bestellt: gebeichtet, das Abendmahl genommen. Ich war bereit, die Grenze zu überschreiten. Der Tod war mir das andere Ufer. Ich kann nur hoffen, daß ich auch bereit bin, wenn wieder die gelben Wölfe kommen. Sie werden kommen.

*Gott wird abwischen alle  
Tränen von ihren Augen,  
und der Tod wird nicht  
mehr sein.*

*Offenbarung 21, 4*



# Ich will heim

Ich träumte:

Graue Straßen einer großen Stadt. Sie ist mir fremd und doch vertraut. Ich will nach Haus!

Die Wannseebahn! Ich fuhr mit ihr, wenn ich von der Universität nach Hause strebte. Wo ist der Wannseebahnhof? Die Leute, die ich frage, widersprechen sich. Ich wende mich nach links und werde zurückverwiesen. Kennt sich denn keiner hier aus?

„Wo ist der Wannseebahnhof?“

„Da hat sich viel verändert. Ob Sie hinfinden werden?“

„Ich muß hin, denn ich will heim. Und ich habe nicht viel Zeit!“

„Dort über den Platz! Dann sehen Sie schon –“

Ich eile über den leeren Platz. Dort drüben ist die Fahrplantafel. Ich suche, suche, doch mein Zug ist nicht verzeichnet. Aber die Zeit drängt, ich muß zum Bahnhof, muß!

„Gleich um die Ecke sehen Sie den Eingang!“

Ich eile um die Ecke. Vor mir führt eine Treppe in die Tiefe. Alles anders als früher. Anscheinend fährt die Bahn jetzt unterirdisch? Jetzt stehe ich vor dem Eingang und sehe: Da ist keine Treppe mit Stufen. Das geht wie eine schräge Rutsche abwärts in die Tiefe. Und mündet in ein breites, aber niedriges Loch. Hinter und unter dem Viereck dieser Öffnung schießt rauschend Wasser dahin, dunkles, schäumendes Wasser.

Ich will hinab, ich muß hinab, denn ich will meinen Zug erreichen, der gleich fahren muß. Ich setze mich auf die schräge Rutsche, will mich hinabgleiten lassen. Da sehe ich den Stacheldraht. Er sperrt dicht vor mir die Rutschbahn ab. Ich muß ihn anheben, mich unter ihm durchwinden, dann kann ich hinabgleiten. Plötzlich ist da einer dicht neben mir. Fest an den Betonboden gepreßt, schiebt er sich nach vorn unter den Draht, hebt ihn an, drückt ihn hoch.

„Armin! Brav so, mein Hund, brav!“ Wie schön, daß Armin gekommen ist! Auf ihn war ja immer Verlaß: damals, als er die Polizeihundprüfung mit mir machte. Und dann in der unsicheren Zeit des Krieges. Auch jetzt ist er an meiner Seite, führt mich auf die richtige Fährte. Ja, Armin hat nie Angst gekannt. Schade, daß er schon vor fünfundzwanzig Jahren starb –

„Komm, Armin: Zu – gleich!“ Jetzt haben wir es geschafft, der Draht gibt nach und federt hoch. Los, springen wir gemeinsam: „Armin, hopp!“

Er springt, verschwindet in dem hinzischenden Wasser. Keine Bange, er schafft das, war immer ein großartiger Schwimmer. Doch ich, ich hänge fest. Der Draht ist hoch und hindert mich nicht mehr. Aber der Betonboden ist so rau, hält mich, als sei ich festgeklebt. Und ich will doch nach Hause, will doch –

Ich erwache.

Ich sinne: Fernweh nach Gott? Heimweh nach Hause?

Mein Zug, der bald abfährt. Doch er ist noch nicht im Fahrplan verzeichnet.

Die viereckige Grube in der Tiefe, dahinter der Strom des Vergessens. Eine Erklärung ist eigentlich nicht nötig.

Armin ist den Weg schon vorangegangen. Er war ein Meister bei der Fährtsuche. Und Furcht war ihm fremd.

Mich hält noch der rauhe Boden dieser Erde.

Furcht? Wer fürchtet sich, wenn es nach Hause geht?

*... und werden so bei dem  
Herrn sein allezeit.*

*1. Thessalonicher 4, 17*

## Der Moslem sagte »Nein!«

Brennende Glut hatte über dem Lande gelegen. Nun war die Sonne hinter dem Kamm des Libanon versunken. Wir saßen auf der Terrasse und genossen die Kühle der heraufsteigenden Nacht. Überraschend schnell fiel Dunkel über das Tal. Die ersten Sterne blinkten auf.

Mahmoud räusperte sich. Ich ahnte, was kam. Am Abend zuvor hatten wir unser Gespräch nicht zu Ende führen können. Azer war zu einem Jungen gerufen worden, der fieberte. Mahmoud nahm einen Anlauf: „Um noch einmal darauf zurückzukommen –“ „Auf das Gespräch von gestern?“ „Ganz recht! Ich sagte: Wenn ihr Christen euren Jesus als Propheten verehrtet, dann ließe sich darüber reden; daß ihr ihn aber Gottes Sohn nennt, grenzt an Lästerung!“

Azers breiter Schatten schob sich vor. „Hör mal, Mahmoud, das müßtest du uns erst mal –“ Mahmoud schnitt ihm die Rede ab: „Das ist ja eben das Unglück! Ihr habt gar kein Gespür dafür, wie vermessen ihr von Gott redet.“ Mahmoud war jetzt nicht zu bremsen: „Allah ist groß!“ Als schwarzer Schatten hob sich Mahmouds Hand gegen den Westhimmel. „Seht das All, die Milliarden Sterne, die unendlichen Weiten. Aber – Allah ist größer! Es ist vermessen, ihn Vater zu nennen! Ihr zieht ihn damit in eure Kümmerlichkeit herab. Und das läßt er sich nicht bieten!“

Dort das flimmernde Band der Milchstraße: einige Milliarden Sonnen! Dort drüben ein silbriger Schimmer: der Andromedanebel, ein Milchstraßensystem ähnlich dem unsern; auch einige Hundert Milliarden von Sonnen! Und so noch viele tausend, vielleicht gar Millionen solcher Galaxien, solcher Superwelten von Milliarden Sonnen.

Ich schloß die Augen, dachte: Und hier unten – ich. Wer bin ich? Was bin ich? Weniger als ein Staubkorn, weniger als ein Tropfen im Meer. Und da sollte Gott mich sein Kind nennen?

Azers ruhige Stimme kam durch die Nacht. „Du hast recht, Mahmoud! Wir wären wirklich vermessen, wollten wir Gott auf die Schulter klopfen. Er ist der Herr, dem keiner gleicht.“ Azers Stimme gewann plötzlich einen neuen Klang. „Wenn wir es wagen, Gott Vater zu nennen, dann nur, weil er es selber anbot: Weihnachten!“

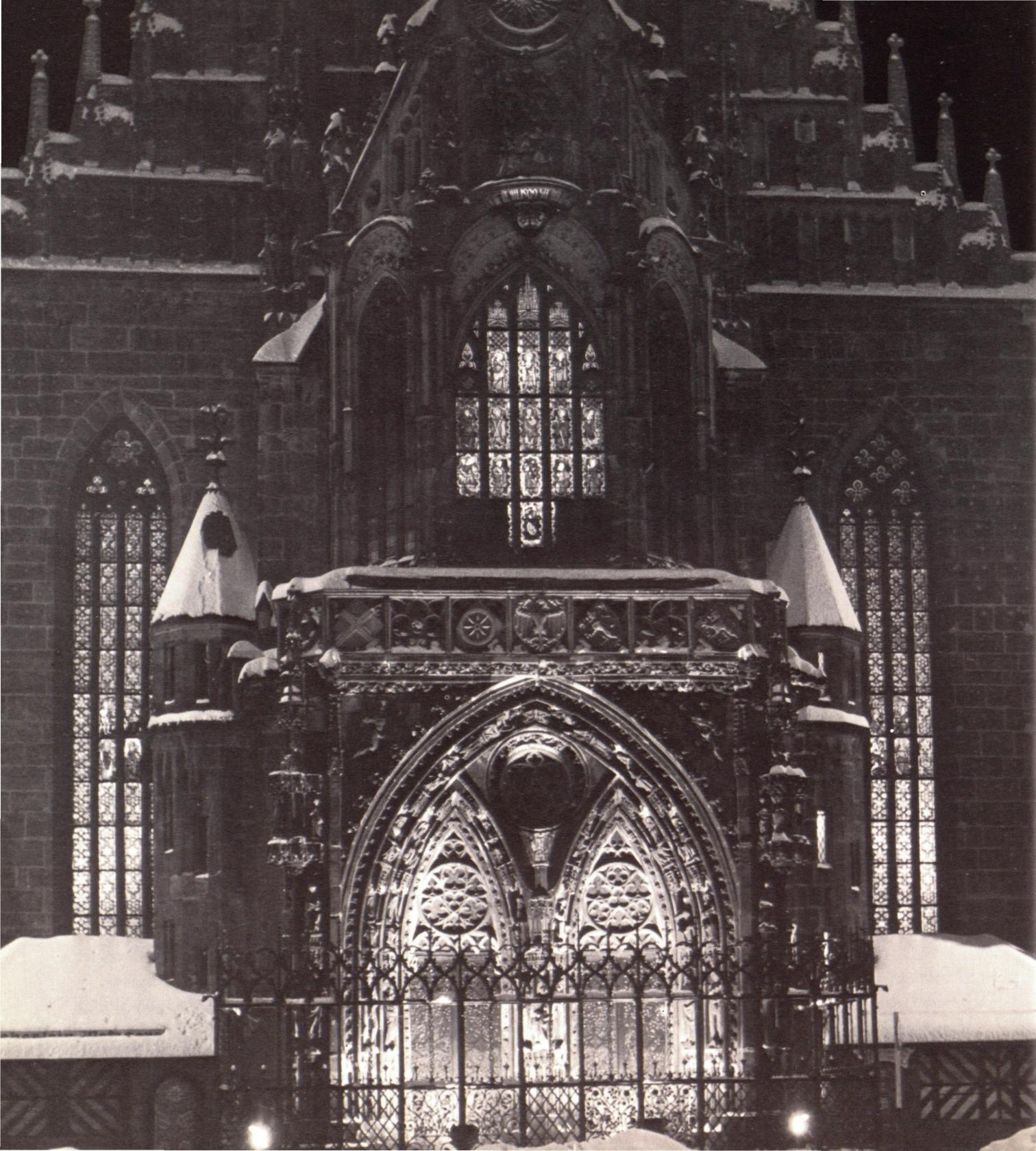
Das Stichwort Weihnachten genügt. „Ich verkündige euch große Freude. Denn euch ist heute der Heiland geboren.“ Gott blieb nicht in der Höhe. Gott kam in unsere Hausung. Er ging mit uns durch die Ängste des Lebens, er ging mit uns durch des Todes Nacht.

Und ich nehme ihn an. Ich fasse die Hand, die nach mir greift. Ich erwidere den Blick, mit dem er mich ansieht. Das ist dann das, was Christen Glauben nennen.

Wenn Gott sagt: „Komm, du kannst mich Vater nennen!“, dann kann ich nur noch „Ja, Vater, ja!“ sagen. Und die Hand nehmen, die sich mir entgegenstreckt.

*Darum sollt ihr also  
beten: Unser Vater in  
dem Himmel . . .*

*Matthäus 6, 9*



# Total gratis

Weihnachtsmarkt: Läden, von Licht überflutet; Fetzen von Musik: „Alle Jahre wieder . . .“

Eine heisere Männerstimme: „Zum ersten . . . , zum zweiten . . .“ Die Karbidlampe beleuchtet grell die groteske Szene: Den Dicken, der eine mächtige Bananenstaude hält, jetzt das Messer schwingt. Er haut eine „Hand“ von der Staude, schreit: „Eine Hand mit sieben, acht, neun Bananenfingern! Für – zwei Mark? Eine Mark? – Für fünfundneunzig Pfennige! – Zum ersten – zum –“ „Hier!“ brüllt einer. Der Dicke wirft ihm die Bananen zu. „Weil Sie es sind: für neunzig Pfennig!“

Es ist klar: Der Dicke will fertig werden. Er will nach Hause, zu Frau und Kind, in die warme Stube.

Bald hat er es geschafft. Er greift die letzte Staude, ein Riesentrumm. „Und jetzt der Knalleffekt: Diese Riesenstaude für – 20 Mark?“ Er kneift ein Auge zu. „Für 15 Mark?“ Er holt tief Luft. „Nein, total – gratis! Weil übermorgen Weihnachten ist.“

Zweifel auf allen Gesichtern. Die Riesenstaude da – gratis? Der will uns auf den Arm nehmen. Der Dicke fühlt den Zweifel, sieht die abweisenden Gesichter. Er gibt sich einen Ruck: „Zum letztenmal: Wer will sie haben?“

„Ich, Onkel!“ kräht eine Knabenstimme. Die Köpfe fliegen herum. Eine nicht ganz saubere Jungenhand geht hoch. „Ich!“

Der Dicke beugt sich vor, zieht den Jungen auf die Plattform. Er legt den Arm des Jungen um die Riesenstaude. „Hergesehen! Diese Bananenwucht für diesen Prachtbengel. Total gratis!“ Und der Junge strahlt: „Danke, Onkel!“

Die Leute stehen verwirrt. Bis im Hintergrund einer „Bravo!“ schreit. Da klatschen sie Beifall. Zweifel verfliegt. Hab’ ich mir doch gleich gedacht! Total gratis, für den Jungen da.

Wieder einmal steht Weihnachten vor der Tür. Wieder ist Weihnachtsmarkt. Ob wieder einer Bananen verschenken wird? Total gratis? Wohl kaum.

Und doch: Total gratis wird uns ein Angebot gemacht: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab.“

Natürlich, der Vergleich hinkt. Der Dicke da verschleuderte seine Bananen, um nach Hause zu kommen. Gott hat seinen Sohn nicht verschleudert. Er hat ihn in den Tod gegeben, damit wir – wir! – nach Hause kommen.

Doch das tat Gott, ohne daß wir zu zahlen brauchten. Total gratis wird uns das geboten. Wir hören dieses Angebot wie die dort auf dem Weihnachtsmarkt: abwartend, voller Zweifel und Zurückhaltung.

Woran liegt das? Trauen wir Gott nicht? Nehmen wir sein Angebot nicht ernst? Weil wir doch keine Kinder mehr sind?

Oder sind wir zu stolz? Wollen wir uns nichts schenken lassen, auch nicht von Gott? Wollen wir nur annehmen, was wir bezahlen können?

Weihnachten bietet Gott an: seinen Sohn, sich selbst. Total gratis.

*Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab.*

*Johannes 3, 16*



# Praktische Geschenke

Ich war ein Junge und hatte Wünsche: Schlittschuhe! Und eine Eisenbahn! Doch ich machte mir nichts vor. Es herrschte Inflation. Gestern hatte ein Brot 150 Milliarden gekostet, heute 185 Milliarden. Warum das so war, begriff ich nicht. Erst viel später wurde mir klar, daß auch die Erwachsenen es nicht begriffen.

Endlich war es soweit. Die Tür ging auf. Da stand der etwas kümmerliche Christbaum, darunter lagen die Gaben. Da hatten wir die Bescherung: Ein Paar von Mutter selbstgestrickte Wollsocken. Die so scheußlich pieken! Klobige Schuhe, schwer wie Bügeleisen. Und eine Hose. Die kam mir irgendwie vertraut vor. Aha, aus Großvaters alten mit Geschick zurechtgenäht.

Keine Schlittschuhe, keine Eisenbahn. Nur praktische Geschenke. Das war also die Bescherung Weihnachten 1923.

Sie hatten so oft an ihren Träumen gewebt, die Hirten in der Steppe Juda. Wenn Er kam! Alles würde anders, neu, besser. Sie hatten ihre Wunschliste parat: Gerechtigkeit für kleine Leute! Sattwerden für die Alten. Eine Hütte für Jizhaks Witwe! Eine Bleibe für Jethros Waisen Kinder! Kein Sorgen um den Wucherzins! Kein Bangen um den Lebensabend!

Dann kam die Nacht der Erfüllung. Die Stimme aus der Höhe: „Euch ist heute der Heiland geboren.“ Da nahmen sie ihre Herzen in die Hände. Und kamen eilend. Daß von einer Krippe die Rede war? Das hatten sie überhört.

Nun waren sie an Ort und Stelle. Ein Stall also. Eine Krippe mit Stroh. Eine junge Frau in der Tracht der Nordprovinz, ein schlichter Mann. Und ein Kind in Windeln. Das war die Bescherung.

Keiner ihrer Wünsche fand Erfüllung. Nichts von einer sozialen Revolution. Keine verwandelten Strukturen. Kein Wechsel auf die Zukunft. Nur ein praktisches Geschenk: „Euch“ und „heute“. Euch: Das ist wie Mutters selbstgestrickte Strümpfe. Es kratzt und sticht. Aber es wärmt. Heute: Das ist ein grober Stiefel. Schwer und derb benagelt. Klobig, aber denkbar praktisch. Hält dicht im dicksten Dreck.

Mit welcher Wunschliste treten wir an? Wir sind nicht bescheiden. Wir zählen zu den Habenden. Was fehlt uns noch? Ein Sinn? Eine Aufgabe? – Steht nicht auf der Wunschliste. Auf die kritzeln wir andere Wünsche: Verwandelte Strukturen, die konfliktfreie Gesellschaft, das Ende aller Frustration. Ja, und eine Welt des allgemeinen Wohlstandes. Und des Friedens. Wohlfeile Utopien, rot unterstrichen. Und alles möglichst ohne Eigenleistung. Als Geschenk.

Euch und heute! Gottes praktisches Geschenk der Heiligen Nacht haut uns unseren Wunschzettel um die Ohren. Der Stall entmythologisiert unsere Utopien. Stroh und Krippe entlarven unsere Ideologien als Spielzeug. Als gefährliches Spielzeug für Erwachsene.

*Euch ist heute der Heiland geboren.*

*Lukas 2, 11*

Gott schlägt uns dieses Spielzeug aus der Hand. Er schenkt praktisch. Nicht Worte, nicht wohlweise Ratschläge. Gott gibt auch nicht Almosen. Auch keine Entwicklungshilfe. Gott gibt sich selbst. Das Kind auf Stroh in der Krippe: Gottes praktisches Geschenk.

# Wo die Krippe stand . . .

Der Fahrer klappt die Motorhaube hoch. Das Kühlwasser kocht wieder einmal. Was tut's? Wir sind am Ziel: Bethlehem!

Die kahle Mauer hier rechts? Die Strebepfeiler, die winzigen Fenster? Kein Gefängnis. Auch keine Kaserne. Ein altes Kloster nur, erdbebenfest.

Hitze flackert über den Steinplatten des weiten Platzes. Wie milchige Glut rinnt es von den wuchtigen Mauern. Über uns schimmert vor dem stahlblauen Himmel silbern ein Kreuz. Ein Polizist in ausgebleichener Khakiuniform erhebt sich. Breit grinst sein schwarzes Gesicht. Erkennt er mich wieder?

Er streckt mir die Hand entgegen. „Wieder mal im Heiligen Lande?“ Begrüßung wie unter alten Freunden. Ich frage nach seinen Söhnen, erkundige mich, ob alles wohlsteht. Die Freunde wundern sich. Ein schwarzer Polizist, der deutsch spricht? Rasch mache ich sie mit Mahmoud bekannt. „War auf der Schneller-Schule, wißt ihr?“ Er schmunzelt, schüttelt allen die Hand: „Soll ich euch wieder führen?“

Erkennbar noch im Mauerwerk die hohe Tür aus frühen Tagen. Darunter – kleiner schon – das Spitzbogentor der Kreuzfahrerzeit. Und heute nur noch eine enge Pforte. Warum?

Die Moslems pflegten einzureiten in die Christenkirche! Dem Hohn ohne Gewalt zu begegnen, mauerte man das hohe Tor zu, ließ nur die enge Pforte frei. Mahmoud – einen Kopf größer als ich – muß tief sich bücken. Die andern folgen, ich mache den Schluß.

Ich höre, wie die Freunde flüstern. Draußen die kahle Mauer. Und hier? Wer hätte das erwartet! Mit angehaltenem Atem treten wir in das Mittelschiff der Kirche. Doppelte Säulenreihen links und rechts, eine fünfschiffige Basilika. Traumhaft umfängt uns Stille. Hier knieten vor uns Generationen, die längst in den Staub sanken. Vergänglichkeit spinnt zwischen den Marmorsäulen ihre Fäden. Doch über allem liegt der Hauch des Ewigen.

Der heilige Hieronymus lebte bis zu seinem Tode hier in Bethlehem. Schon damals stand hier die Kirche. Kaiser Konstantin hatte sie erbauen lassen. Die fromme Kaiserin Helena hatte den Ort erkundet; nach den Berichten, die der Märtyrer Justin hinterlassen hatte. Der Kaiser Justinian, der von 527 bis 565 regierte, ließ den konstantinischen Bau erweitern und neu gestalten. Ein Wunder, daß das Bauwerk die Jahrhunderte überdauerte. Legenden ranken sich um diese Säulen.

Als die Perser plündernd und sengend ins Land brachen: schon traten sie mit Pechkränzen in das Kirchenschiff, schon senkten sie die Fackeln, die Kränze zu entzünden, da fiel ihr Blick auf die hohe Wand. Die Weisen aus dem Morgenland! Wie sie vor der Krippe knien und ihre Gaben bringen. In Persertracht waren sie dargestellt. Weil sie ja aus dem Osten kamen, dem Partherland!

Was wußten die Mordbrenner schon von den Weisen? Sie sahen nur: die da tragen unsre Tracht! Ein scheuer Blick noch, dann schleichen sie hinaus. Die Kirche blieb verschont. Man könnte sagen: durch ein Mißverständnis.

Das war im Anfang des 7. Jahrhunderts. Dann kamen die Araber und die Kreuz-

fahrer. Es heulten die Mongolen durch das Land. Die Geburtskirche überstand alle Stürme.

Mahmoud winkt uns heran. Dumpf hallt es unter unsern Füßen. Ich bücke mich und helfe Mahmoud den Holzboden zu heben. Die Freunde drängen näher. Ein Mosaikfußboden! Noch aus der Zeit des Kaisers Konstantin. In Grün und Gold verschlingen sich die Linien.

Psalmzierender Gesang schwebt um die Säulenkapitäl. Gemessenen Schrittes ziehen Mönche zum Altar. Zeitloser Sang, dem keine Stunde schlägt.

Schwarz gähnt zur Seite des Altars eine Pforte. Ein unterirdischer Gang. Stufen führen in die Tiefe. Wände drängen von links und rechts, engen den Gang zur Klamm. In sanftem Bogen schwingt der Stufenweg herum. Dann schimmert vor uns Kerzenschein.

Ich bin am Ziel. Hier hielt die Zeit den Atem an. Hier faßte Gottes Anker Grund. Hier war es, wo die Hirten knieten. Hier neigten sich die Weisen aus dem Morgenland. Hier stehe nun auch ich, benommen von Gottes unfafbarer Güte.

# Ein Kind aufnehmen

Wer kann das fassen: Er wurde einer wie ich. Schwach, versuchbar, zum Sterben geboren. Ein Mensch.

Dort – über den geschmacklosen Bildern – die Felswand der Höhle: Sie schloß sich schirmend über dem, der uns des Vaters Liebe zeigte. Als wolle sie ihn bergen vor dem harten Griff der Starken, die den Stahl als Waffe führen.

Still ist es hier, wo einst die Krippe stand. Schweigen umhüllt uns wie ein weicher, dichter Mantel. Nur einmal knistert leise eine Kerze. Es hört sich an, als knisterte Stroh.

Ich schließe die Augen. Vor dem Dunkel der geschlossenen Lider steigen Bilder auf.

Ich fahre hoch. Eine Hand berührte meine Schulter. Sawabini ist es. „Wir wollten noch nach Bet Jala!“ Wir treten hinaus durch die enge Pforte. Lichtfülle blendet meine Augen. Das Gekläff der Händlermeute schrillt in den Ohren. Wir beeilen uns.

Die letzten Häuser Bethlehems fliegen vorbei. Eine Kreuzung, die Straße von Jerusalem nach Hebron. Vor uns am Hang liegt Bet Jala. Durch steile Gassen würgt der Wagen sich empor. Nun halten wir vor einem grünen Eisentor. Es öffnet sich auf unser Klopfen. Kindergesichter strahlen uns an. Ein Mädchen knickst, daß ihr die schwarzen Zöpfe um die Ohren fliegen.

„Herzlich willkommen in Talitha kumi!“ Sie schwäbelt? Ich hebe das Kind empor. „Du bist doch ein Arabermädchen? Woher kannst du denn so gut Deutsch?“ Ihre dunklen Augen blitzen mich an. „Mei Vat! und mei Muttl! kame um.“ Sie zeigt auf die Schwester mit dem Kaiserswerther Häubchen. „Da, die Schwester Berthl ist jetzt mei Muttl!“

Vorsichtig setze ich das Kind nieder. Ich folge dem Wink der Schwester Oberin, höre um mich her die Mädchen fröhlich plappern.

Doch mit meinen Gedanken bin ich drüben in Bethlehem, in der Grotte. Ist das wirklich bald zweitausend Jahre her, daß Christus dort geboren wurde? Oder wird er nicht auch heute noch geboren? Mitten unter uns. Überall dort, wo man ein Kind aufnimmt in seinem Namen.

*Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.*

*Matthäus 18, 5*

# Kein Raum in der Herberge

Die Grotte unter der Geburtskirche in Bethlehem ist zum Bersten überladen mit Lampen und Leuchten, mit grellbunten Bildern und kitschigem Kram. Kaum noch vorstellbar, daß hier die Krippe stand; daß hier, bei Lamm und Esel, Herberge war für die, die keinen Raum gefunden hatten oben bei den Menschen. Kaum auszudenken, daß hier drei die Knie beugten, die von weither gekommen waren, um ihn anzubeten.

Ein Wust von Frömmerei und Geschäftstüchtigkeit hat sich über den Weg Christi ergossen. Dornen und Disteln überwuchern seine Erdenspur.

Aber dies ist das Großartige: Christus, das Wort, das Fleisch wurde, lebt dennoch! Heute mitten unter uns. Trotz aller Haarspalterei, trotz allen Geschäftsinnes, der sogar aus seinem Leiden noch Kapital schlagen möchte. Christus ist bei uns Fleisch, Mensch. Und zeltet unter uns.

Wo ich ihn traf?

Draußen, wo kein Raum war in der Herberge. Eine erbarmungslose Sonne brannte auf die Jordanebene nieder. Weiß flimmerte das Geröll in der glühenden Luft, die kein Windhauch rührte. Wie eine Ruinenmauer ragte die Steilwand des Gebirges Gilead auf. Ein schwarzer, schnurgerader Strich, so zog sich die Teerstraße ins Endlose hinein.

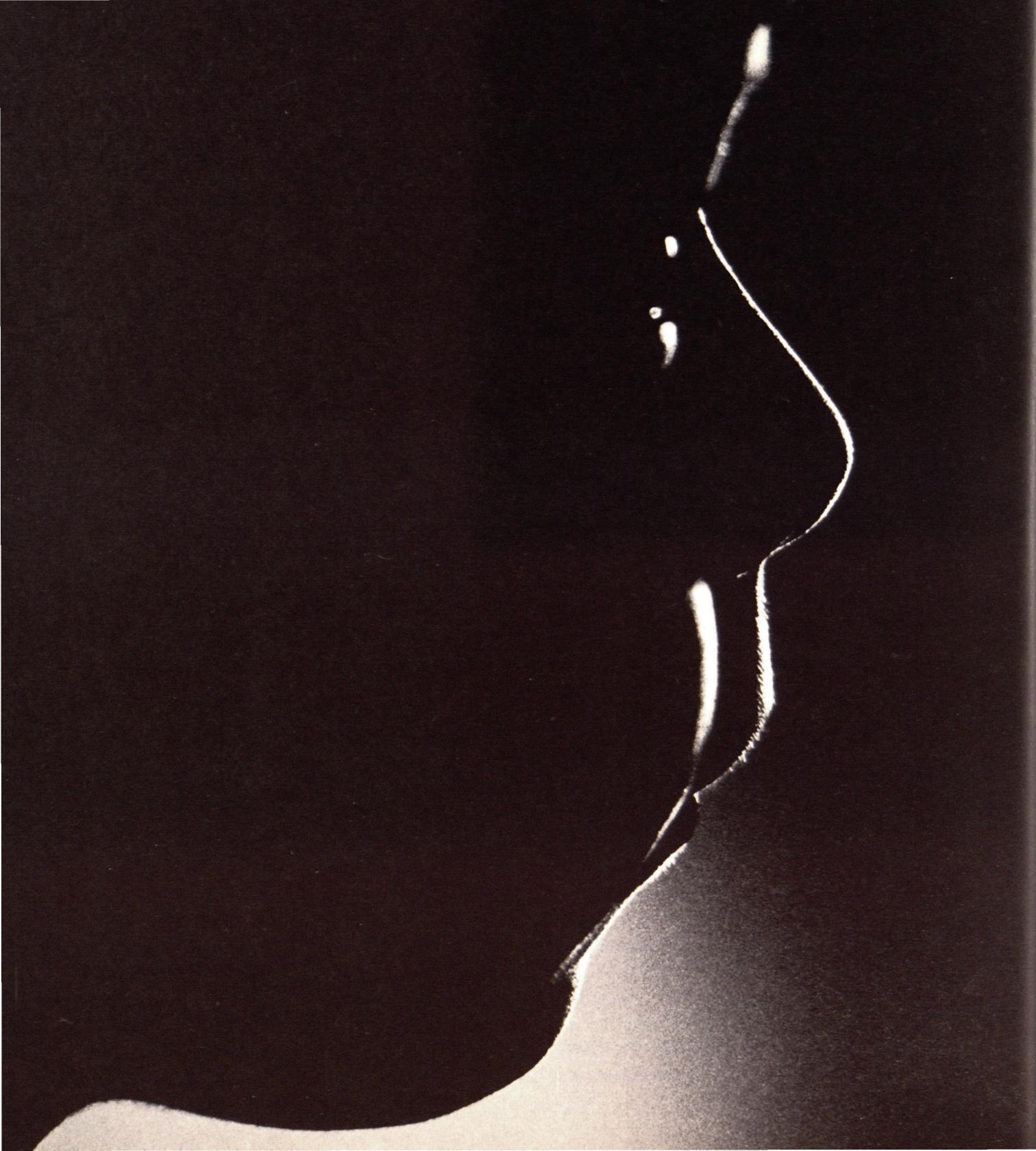
Aus dem zitternden Glast tauchte ein Gewirr eckiger Kästen, Würfel aus weißgetünchtem Lehm, dahinter Zelte aus dreckigen Lappen. Zerlumpte Menschen mit müden Augen, Kinder, die wie greise Zwerge wirken. Flüchtlinge, Vertriebene, Opfer der Kämpfe zwischen Israel und Arabern. Unter einem immer blauen Himmel, aus dem nie tröstender Regen fällt. Am hitzezerborstenen Felshang Zelt an Zelt, Wellblechhütte neben Kistenbude. Mörtellos getürmte Steine, Blechstreifen, die man aus Benzinkanistern schnitt. Darüber als Schutz gegen die feindliche Sonne zerschlissene Jutesäcke.

Dort in den Flüchtlingslagern fand ich die Hirten auf dem Feld, die Menschen im Dunkeln, die sich fürchten.

Und Christus auch? Auch ihn. Er stand dort an nach Wasser und dürstete, er fieberte unter dem heißen Blechdach und schrie: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Er sah die Touristen in chromblitzenden Taxis vorbeifahren und zu ihm herüberstarren. Er sah uns und betete: „Vater, vergib ihnen!“

Daran muß ich denken, wenn ich an die Geburtsgrotte in Bethlehem denke und an die Hirten auf nächtlichem Feld. Wie bequem wäre es für uns Christen, wenn Jesus nur das holde Kind damals in der Krippe wäre. Eine Romanze, eine Idylle. Ausgespart in einem Winkel dieser sonst so kalten Welt. Ein trautes, hochheiliges Paar, fromme Hirten und Weise, die ihre Gaben darbieten. So fromm, so schön, so traut. Und so bequem für uns. Ein gutgewebter, weicher Mantel, der uns das Herz warmhält.

Nichts ist es damit! Die Heilige Nacht ist heute. Kein Raum in der Herberge für Millionen Gehetzte in aller Welt. Klirrende Kälte und glühende Hitze, Hunger,



Durst, Wunden, an denen die Hunde lecken. Das ist Weihnachten heute. In diese Welt kommt Christus, in diesen Stall. Hier wird der Ewige Fleisch, hier zeltet er mitten unter uns.

Es wäre zum Sterben mit Weihnachten, wenn Christus nicht heute unter uns wäre. In jeder Hand, die sich bittend nach uns ausstreckt. In jeder Hand, die darreicht und das Brot mit andern teilt. In jenen toten Augen, die durch uns hindurchsehen. Und in jedem Auge, das die Tür zum Herzen öffnet. In jedem Wort, das fleht. Und in jedem Wort, das tröstet. Er wohnt bei uns.

Weiß sticht die deutsche evangelische Weihnachtskirche in den blauen Himmel von Bethlehem. Von ihrem Turm sieht man weit ins Land hinein: über die Dächer der Stadt zum Glockenturm der Geburtskirche, über das in schroffen Stufen abbrechende Bergland zum stahlblau aus der Tiefe heraufschimmernden Toten Meer.

Fern rechts ein steiler Berg. Wie abgeschnitten scheint er an der Spitze. Fast sieht er wie ein erloschener Vulkan aus. Es ist das Herodeion; der Berg, auf dem einst die Burg des Großen Herodes stand. Von dort kamen die Schergen zum Kindermord. Dorthin strebte wenige Jahre danach unter trüben Fackeln der Zug, der des Herodes Leichnam in die Feste überführte.

Kein Stein ist von der Burg geblieben. Verschollen ist Herodes' Grab. Nur das Entsetzen zittert nach, das heute noch sein Name weckt. Der Name eines Menschen, der sich selber treu blieb. Ein Großer: im Herrschen und Regieren, im Planen wie im Bauen, im Wüten und im Morden. Was immer er anpackte, er tat es ganz. Er war bis zur letzten Stunde Herodes „der Große“.

Der Mensch, der sich treu bleibt, wird Unmensch. Wir kennen das. Nicht nur von Herodes. Wollen wir menschlich bleiben, dann müssen wir unsere Menschennatur verleugnen. Es wäre die Hölle, gäben wir uns stets, wie wir nun einmal sind.

Gott kann sich geben, wie er ist. Er kann sich treu bleiben. In jenem Kind von Bethlehem. Im Höhlenstall und in der steinernen Krippe.

In diesem Jesus, der mit den Sündern lebt. Am Kreuz von Golgatha. Gott braucht sich nicht zu verleugnen. Gott, der sich selbst treu bleibt, wird Mensch.

*Sind wir untreu,  
so bleibt er doch treu;  
er kann sich selbst nicht  
verleugnen.*

*2. Timotheus 2, 13*

*Zum Bild:*

Old Tucson: eine Scheinwelt der Filmemacher. Nur eins ist wirklich:  
das Kreuz auf der „Mission“.



Den Winter über hatten wir gehungert und gefroren. Im Sommer wurde es dann besser. Wir brauchten jetzt nur noch zu hungern. Das war der Fortschritt, den der Sommer brachte. Der Sommer 1946.

Im August dann das große Ereignis. Ich sehe den Vordruck noch genau vor mir: „... ein CARE-Paket aus den USA für Sie eingetroffen. Sie werden gebeten, es umgehend in der Geschäftsstelle abzuholen.“ Ein CARE-Paket. Wir hatten darüber Sagenhaftes gehört: Zucker, Mehl, Butter, Reis, Dosenwurst und Ölsardinen, Rosinen, Schokolade, Zigaretten – Zigaretten! Eine ganze „Stange“.

Und für Zigaretten gab es alles. Die Zigarette war die Währungseinheit. Alles orientierte sich an ihr. Der ganze Schwarze Markt.

Und dann standen wir erwartungsvoll um das Paket. Mit Messer und Schere ging ich der stabilen Tropenpackung zu Leibe. Die Kinder jubelten. Es war ein Fest.

Und dann die Frage meiner Frau: „Womit haben wir das verdient?“ Es verschlug mir die Sprache. Ich mußte mich setzen. Unsere Blicke trafen sich. Ja, womit hatten wir's verdient?

Das CARE-Paket damals –

Daß Gott seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte,  
daß er uns in sein Herz schloß, lange ehe wir geboren wurden,  
daß er uns noch immer hält – womit haben wir's verdient?

Wissen Sie es?

Ich weiß es nicht.

*Herr, ich bin zu gering  
aller Barmherzigkeit und  
aller Treue, die du an  
deinem Knechte getan  
hast.*

*1. Mose 32, 11*





# Angst?

Wir Kinder spielten auf dem Hof, irgendeins jener zeitlosen Kinderspiele, die damals noch üblich waren. In der Tür lehnte der Sohn des Hausmeisters. Er sah uns zu, um die Lippen ein überlegenes Lächeln. Wie eben ein Zwölfjähriger über Sechsjährige lächelt. Er stemmte sich, die Hände noch immer in den Taschen, von der Türe los. „Ich muß nachheizen.“ Sein geringschätziger Blick überflog uns. „Wer will mit?“

„Ich! Ich!“ schrien wir durcheinander. Herablassend musterte er uns. Sein Blick blieb auf mir haften. Er spuckte aus, gekonnt. Dann nickte er: „Darfst mitkommen!“

Die steile Treppe hinab, dann durch den dunklen Gang zum Heizungskeller. Lust unbekannter Gefahr lief prickelnd über meinen Rücken. Ächzend öffnete sich eine eiserne Tür. Hitze schlug mir ins Gesicht. Ölig trüb glomm an der Wand eine uralte Kohlenfadenlampe. Schwarz vom Kohlenstaub die Wände. Vor uns, breit hingeduckt, das Ungeheuer von Ofen. Das Höllenmaul tat sich auf, spie Glut und Feuer. Eisen kreischte auf Eisen, als der Pförtnerjunge den Rost entschlackte. Auf seinem Gesicht glühte der Widerschein des Feuers; ein Teufel, der die Verdammten zwackt.

Mit hartem Schlag fiel die Ofentür zu. Eh ich mich versah, erlosch auch die trübe Glühbirne. Hinter mir kreischte die Eisentür in den Angeln.

Schwärze rundum.

Und dann ein Dröhnen! Poltern an der Eisentür, von draußen, aus einer anderen Welt. Von ganz weit her ein Hohngelächter: „Schmor in der Hölle, Satansbraten!“

Angst schüttelte mich. Ich taumelte über Koks, zerriß mir die Hände, fiel über die Schaufel, schrammte an die Wand. Ich tastete mich an ihr hin, erwischte den Griff der Eisentür. Ich riß, ich rüttelte. Vergebens! Ich trommelte gegen das dröhnende Eisenblech, ich schrie, ich tobte.

Nichts.

Später sank ich auf den Koks, schluchzend vor Furcht. Aus dem Dunkel vor mir glomm dunkelrot der Rachen der Hölle. Es dauerte lange, bis ich begriff: die Tür des Heizungsofens, durchglüht vom frisch geschürten Feuer. Ich war allein; allein mit meiner Angst, die keinen Ausweg fand.

Wie lange ich so hockte? Ich weiß es nicht. Doch ich entsinne mich, daß ich nach einiger Zeit zu singen begann. Und mit dem Singen war die Furcht dahin. Ich war nicht mehr allein, ich hatte Gesellschaft. Und wenn es nur die eigene Stimme war.

Diese Begebenheit liegt weit zurück. Seltsam, daß sie mir zu Silvester wieder einfällt. Wenn es über den Dächern blitzt und kracht; wenn Hinz und Kunz sich animieren: „Prost Neujahr!“

Seltsam, daß ich mich dann wieder im Keller fühle. Seltsam? Die springenden Knallfrösche – sollen sie nicht Vietnam übertönen? Kanonenschlag für fünf Mark – und keiner denkt mehr an Atomschlag. Raketen zischen und zerplatzen farbensprühend – alles schreit „Ah!“, und vergessen sind die Interkontinental-Raketen mit Mehrfachsprengkopf.

Unsere Väter sangen „Das Jahr geht still zu Ende“, wir aber drehen die Elektronik auf Weltraumstärke. Weil wir sonst schreien müßten! Das Jahr muß laut zu Ende gehen. Weil wir wie Kinder sind im Kohlenkeller. Der Riegel klirrte, die Tür zur Zukunft fiel ins Schloß, die Lichter löschten aus. Wir haben Angst: vor der Bevölkerungsexplosion und vor revoltierender Jugend, vor Roter Zelle und Schwarzem September, vor Dunstglocke und Kohlenoxid, vor Völkermord und Umweltvergiftung. Wir haben Angst vor uns selbst.

Darum lärmen wir: Silvester und am Polterabend, auf der Bühne „oh oh Calcutta“ und in der Lyrik, beim Beat und vor der Presse. Sogar auf der Kanzel. Wer nicht spektakelt, ist suspekt. Wie bitte? Einer, der sich nicht fürchtet? Ja, gibt es das denn?

Ja, es gibt das. Damals im Kohlenkeller: Über meinem Singen wurde ich ruhig. Und nachdem ich ruhig geworden war, konnte ich überlegen. Plötzlich war alles ganz einfach: Da muß ja bald einer wiederkommen, um Kohlen nachzuschütten. In zwei Stunden? Oder in drei? Kein Grund also zur Angst. Du wirst hier nicht verhungern.

Es hat gar nicht mal so lange gedauert. Plötzlich knarrte die Tür, und die trübe Birne glomm auf. Es war der Pförtner selbst, der nach dem Rechten sehen wollte. Er lachte nur, als er mich da sitzen sah.

Wovor sollte ich mich heute fürchten? Vor dem Dunkel der Ungewißheit? Vor dem Lärmen da draußen? Oder vor der Stille?

Ich brauche nichts zu fürchten. Meine Zukunft ist Gottes Zukunft. Natürlich sitze ich noch im Dunkel. Doch die Hand, die mir den Weg öffnet, liegt schon an der Tür. Es ist nur eine Frage der Zeit. Und es wird Licht.

*Ja, ich komme bald.  
Amen, ja komm,  
Herr Jesus!*

*Offenbarung 22, 20*



# Bibelstellen- register

|                |          |                  |     |                 |     |
|----------------|----------|------------------|-----|-----------------|-----|
| 1. Mose 2, 7   | 95       | Mark. 1, 17      | 101 | 1. Kor. 13      | 15  |
| 1. Mose 2, 18  | 73       |                  |     | 1. Kor. 15, 49  | 123 |
| 1. Mose 32, 11 | 148      | Luk. 2, 11       | 139 | 1. Kor. 15, 55  | 35  |
| 1. Mose 27-32  | 109      | Luk. 10, 25-37   | 83  |                 |     |
| 2. Mose 3, 14  | 7        | Luk. 12, 16-21   | 105 | Gal. 6, 2       | 89  |
| 2. Mose 20, 13 | 69       | Luk. 13, 1-5     | 91  | Gal. 6, 10      | 126 |
| 5. Mose 9, 3   | 9        | Luk. 22, 27      | 23  |                 |     |
|                |          |                  |     | Eph. 2, 14      | 39  |
| 1. Sam. 16, 7  | 47       | Joh. 1, 14       | 55  |                 |     |
| 2. Sam. 11-12  | 87       | Joh. 3, 16       | 137 | Phil. 2, 3      | 81  |
|                |          | Joh. 4, 21       | 69  |                 |     |
| Ps. 90, 12     | 121      | Joh. 6, 37       | 113 | 1. Thess. 4, 17 | 134 |
| Ps. 139, 16    | 38       | Joh. 14, 2       | 110 |                 |     |
|                |          | Joh. 17, 21      | 49  | 2. Tim. 2, 13   | 146 |
| Jes. 35, 4     | 45       | Joh. 18, 28-40   | 29  |                 |     |
| Jes. 43, 2     | 52       | Joh. 19          | 30  | Philemon        | 13  |
|                |          | Joh. 19, 5       | 21  |                 |     |
| Jer. 7, 29-34  | 114, 115 | Joh. 20, 11-17   | 33  | 1. Joh. 4, 21   | 69  |
| Jer. 18, 1-6   | 103      |                  |     |                 |     |
|                |          | Apg. 2, 41-44    | 44  | Hebr. 9, 11-14  | 117 |
| Mt. 2, 1-12    | 10, 11   | Apg. 8, 26-40    | 57  | Hebr. 12, 11    | 62  |
| Mt. 6, 9       | 135      | Apg. 24, 16      | 111 |                 |     |
| Mt. 7, 3       | 118      |                  |     | Off. 4, 11      | 42  |
| Mt. 9, 13      | 93       | Römer 8, 19      | 109 | Off. 20, 11-15  | 38  |
| Mt. 11, 28     | 129      |                  |     | Off. 21, 4      | 131 |
| Mt. 18, 5      | 142      | 1. Kor. 3, 18-23 | 97  | Off. 22, 20     | 152 |
| Mt. 24, 44     | 130      | 1. Kor. 11, 25   | 27  |                 |     |

## Bildnachweis:

Umschlag, Seite 1, 6, 8, 12,  
22, 31, 34, 41, 43, 53, 64,  
65, 84, 85, 96, 100, 106,  
108, 125, 128, 138, 147  
Alfred Salomon  
Seite 14 Munzert- Anthony  
Seite 16, 19 Wilhelm König  
Seite 20 Mario de Biasi  
Seite 24 Jean Dieuzaide

Seite 26, 28, 46, 50, 74, 80,  
88, 116, 122, 144, 150  
Peter Reichelt  
Seite 36, 70, 82  
Werner Müller  
Seite 58, 149 Hans Hug  
Seite 68 Heinz Zawodsky  
Seite 72 Guido Mangold  
Seite 76 Sven Simon  
Seite 78 Heinz Werner Link

Seite 86 Werner Stuhler  
Seite 92 Gerhard Hanig  
Seite 102 Poss  
Seite 104  
Hans Meyer-Veden  
Seite 112 Stefan Moses  
Seite 120  
Ludwig Windstoßer  
Seite 136 Plösser

*Auf dieser und der folgenden Seite finden Sie einige Literaturhinweise, die Sie als Leser des vorliegenden Buches interessieren werden:*

Jörg Zink

*Die Wahrheit läßt sich finden*

Dokumente aus der Bibel und Erfahrungen von heute

3. Auflage (41.–60. Tausend), 240 Seiten mit 32 farbigen und 110 Schwarzweiß-Fotos sowie 28 Zeichnungen und Karten und einem Namen- und Sachregister, Leinen DM 24,-

„Dieser Band ist ein ideales und keineswegs kostspieliges Geschenk für kritische Christen, bei denen sich Nachdenken und Glauben nicht gegenseitig ausschließen.“

*Süddeutscher Rundfunk*

Jörg Zink

*Die Mitte der Nacht ist der Anfang des Tages*

Bilder und Gedanken zu den Grenzen unseres Lebens

4. Auflage (52.–72. Tausend), 110 Seiten, davon 8 vierfarbige Bildtafeln, Leinen DM 9,80

„In einer Zeit der Aufregungen, in einer Welt, die wohl nicht mehr zur Ruhe kommen wird, tut Hilfe not, die uns innerlich Kraft gibt. Diesen Dienst leistet ein neues Buch von Jörg Zink. . . . Es ist nicht ein Buch für den Verstand, obwohl auch dieser gehörig angesprochen wird; es ist ein Buch für die Mitte des Menschen, welche in der Sprache der Bibel das ‚Herz‘ genannt wird.“

*Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg*

Jörg Zink

*Womit wir leben können*

Das Wichtigste aus der Bibel in der Sprache unserer Zeit

Für jeden Tag des Jahres ausgewählt und neu übersetzt von Jörg Zink

15. Auflage (505.–555. Tausend), 382 Seiten, Bibelstellenregister, Leinen DM 12,80

Jörg Zink

*Wie wir beten können*

6. Auflage (139.–188. Tausend), 284 Seiten, Leinen DM 12,80  
Großdruckausgabe (Format 15,5 x 24 cm), 284 Seiten, Leinen DM 19,80

„Insgesamt ist dieses Buch rundherum zu empfehlen . . . !“

*Adolf Sommerauer*

Jörg Zink

*Worauf man sich verlassen kann*

Die Bibel – heute

2. Auflage (51.–100. Tausend), 24 Seiten mit zahlreichen Fotos und mehrfarbigem Umschlag, Großformat DM 2,-

Jörg Zink

*Die Welt hat noch eine Zukunft*

Eine Anregung zum Gespräch

2. Auflage (51.–100. Tausend), 32 Seiten mit zahlreichen Fotos und vierfarbigem Umschlag DM 2,50

Theo Sorg

*Wenn ihr aber betet*

Über das Vaterunser

157 Seiten, kt. DM 6,80

Hier liegt eine Einführung in das Vaterunser vor, die als Einübung ins Beten die Probleme unserer Zeit hineinnimmt in die persönliche Beziehung zu Gott: „Wir sind nicht allein gelassen mit unseren Gebetsversuchen. Jesus betet mit. Sein Gebet schließt unser schwaches Beten ein und nimmt es mit – zu Gott.“

Heinrich Giesen

*Sehr persönlich*

Ein Andachtsbuch für alle Tage

3. Auflage (22.–29. Tausend), 381 Seiten, Bibelstellenverzeichnis und Stichwortregister, Leinen DM 12,80

Heinrich Giesen

*Lauter Liebe*

Ein Andachtsbuch für alle Tage

382 Seiten, Bibelstellenverzeichnis und  
Stichwortregister, Leinen DM 12,80

„Heinrich Giesen hat einen einzigartigen  
Stil: nüchtern, knapp, angriffig. Keine  
langatmige Erbauung, sondern konzen-  
triertes Gespräch vom Tageswort der Bibel  
zum Leser. Manche dieser Leitsätze wird  
man nicht wieder los. Sie haken sich fest.  
Man wird sich bewußt: stilles Hören auf  
Gottes Wort ist eine Sache, die uns sehr  
persönlich angeht.“

*Evangelischer Botschafter, Bern*

Dietrich von Oppen

*Als Christ leben*

Themen des Glaubens – Themen des Alltags

Als Christ leben Band 1

3. Auflage (16.–18. Tausend), 75 Seiten,  
kt. DM 4,50

Liliane Giudice

*Das Abenteuer, ein Christ zu sein*

Aufzeichnungen eines Laien

2. Auflage (6.—10. Tausend), 122 Seiten,  
kt. DM 7,80

„Dieses Buch ist ein Lebenszeichen in  
dreifacher Hinsicht: ein Lebenszeichen der  
Autorin, des christlichen Glaubens in un-  
serer Welt und des im Leben und Denken  
der Christen lebendigen Christus.“

*Deutsches Pfarrerblatt, Darmstadt*

Liliane Giudice

*Freude im Alltag*

127 Seiten, kt. DM 9,80

Dieses Buch zu lesen, gleicht einer  
Entdeckungsfahrt in den Alltag, den wir  
alle zu kennen meinen. Doch plötzlich

zeigt es sich, wie er alles Graue und  
Trübe verliert, wenn wir in ihm die  
Erfahrung des Glaubens machen: „Gott  
ist im Alltag da. Die Gegenwart Gottes  
ist die Freude unseres Lebens.“

*Dein Leben lang*

Ein Lesebuch für alte Menschen

Herausgegeben von Hans Jürgen Schultz  
6. Auflage (19.–21. Tausend),  
320 Seiten, davon 16 Bildseiten,  
Leinen DM 16,80, Leder DM 24,50

„Hier wurde in verantwortungsbewußter  
Weise ein Thema angepackt, das letztlich  
nicht nur das Alter angeht, sondern  
dem Menschen tatsächlich ‚sein Leben lang‘  
als Aufgabe gestellt ist: die Bewältigung  
des Daseins.“

*Die Welt begreifen*

Texte für denkbereite Christen

Herausgegeben von Günter Böhm im Auf-  
trag des Evangelischen Studienwerkes  
Villigst

3. Auflage (21.–30. Tausend), 418 Seiten,  
Leinen DM 16,80

„Dieses Kompendium möchte ein Hand-  
buch weltzugewandten Glaubens sein, das  
sowohl als fortlaufendes Lesebuch als auch  
als Nachschlageband für gezielte Fragen  
benutzt werden kann. Es ist ungemein auf-  
schlußreich zu sehen, wie zu bestimmten  
Problemen wie Schöpfung, Frieden, Ge-  
rechtigkeit, Jesus usw. Menschen unserer  
Zeit wie Adorno, Marcuse, Brecht oder  
Iwand, Marx oder andere, Stellung  
nehmen.“

*Weinheimer Nachrichten*

Kreuz Verlag Stuttgart · Berlin



Situationen unseres Lebens  
werden in diesem Band erkennbar  
als Situationen heute gelebten Glaubens.

